



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

Herausgegeben von Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver

■ **Katharina Manderscheid / Frank Neubert**

Über die Gegenstände von Diskursforschungen

■ **Reiner Keller**

(Wie) Gibt es Diskurse?

■ **Rainer Diaz-Bone**

Warum Performativität? Perspektiven für eine konventionalistische Methodologie der Foucaultschen Diskursanalyse

■ **Frank Neubert**

»Religion« konstituieren. Über die Rollen von Religionsforschung in europäischen Religionsdiskursen

■ **David Atwood**

Zur Politik des Ursprungs. Die Religionsgeschichte der Achsenzeit im 20. Jahrhundert

■ **Rolf Parr**

›Arbeit‹ diskursanalytisch in den Blick nehmen.



Antje Kahl / Hubert Knoblauch / Tina Weber (Hrsg.)

Transmortalität

Organspende, Tod und tote Körper in der heutigen Gesellschaft
Randgebiete des Sozialen, 2017, 234 Seiten, broschiert,
€ 29,95 (44-3631); Auch als **E-Book** erhältlich

Unter dem Begriff der Transmortalität wird in diesem Band in interdisziplinärer Perspektive der Frage nach dem Umgang mit dem menschlichen Körper im Kontext der Organtransplantation nachgegangen.



John Litau

Alkoholkonsum als Lernprozess

Wendepunkte, Phasen und Verläufe des Umgangs mit Alkohol im Jugendalter
2017, 302 Seiten, broschiert, € 34,95 (44-3639)
Auch als **E-Book** erhältlich

Die Studie beschäftigt sich mit der pädagogisch relevanten Frage, wie der Umgang mit Alkohol im Jugendalter erlernt wird. Vorgestellt werden neue Erkenntnisse zu unterschiedlichen Modi des Lernens.



Anna Schnitzer

Mehrsprachigkeit als soziale Praxis

(Re-)Konstruktionen von Differenz und Zugehörigkeit unter Jugendlichen im mehrsprachigen Kontext
Bildungssoziologische Beiträge, broschiert, € 39,95 (44-1595)
Auch als **E-Book** erhältlich

Die Studie analysiert Sprachpraktiken und biographische Erzählungen Jugendlicher und untersucht, wie im mehrsprachigen Kontext sprachliche Zugehörigkeiten und Differenz verhandelt werden.

Inhaltsverzeichnis

Willy Viehöver / Reiner Keller / Werner Schneider

Editorial 2

Themenbeiträge

Katharina Manderscheid / Frank Neubert

Einleitung: Über die Gegenstände von Diskursforschungen 4

Reiner Keller

(Wie) Gibt es Diskurse? 16

Rainer Diaz-Bone

Warum Performativität? Perspektiven für eine konventionalistische
Methodologie der Foucaultschen Diskursanalyse 32

Frank Neubert

»Religion« konstituieren. Über die Rollen von Religionsforschung
in europäischen Religionsdiskursen 50

David Atwood

Zur Politik des Ursprungs. Die Religionsgeschichte der Achsenzeit
im 20. Jahrhundert 62

Berichte

Rolf Parr

›Arbeit‹ diskursanalytisch in den Blick nehmen. Das Promotionskolleg »Die
Arbeit und ihre Subjekte. Mediale Diskursivierungen von Arbeit seit 1960« 78

Hagen Steinbauer / Jessica Weidenhöffer

Tagungsbericht »Diskurs – Interdisziplinär im Mai 2016« 97

Reviews

Max Makovec

Betzler, L./Glittenberg, M. (2015): Antisemitismus im deutschen Mediendiskurs.
Eine Analyse des Falls Jakob Augstein. 105

Norma Osterberg-Kaufmann

Kajsiu, B. (2014): A Discourse Analysis of Corruption.
Instituting Neoliberalism Against Corruption in Albania, 1998–2005 109

Editorial

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

die ein oder andere Unwägbarkeit im Planungsprozess führt dazu, dass Sie mit der vorliegenden Ausgabe nach unserem Themenheft zu kolonialen und postkolonialen Diskursen nun schon ein weiteres Schwerpunktheft der Zeitschrift für Diskursforschung in den Händen halten. Dessen Themenstellung lautet: »Konstruktion oder Reifizierung der Gegenstände: Empirische Diskursforschung zwischen Dekonstruktion und Performativität«. Als GastherausgeberInnen wirken Katharina Manderscheid und Frank Neubert, denen wir an dieser Stelle sehr herzlich für ihr Engagement danken. Der Themenfokus geht zurück auf eine von ihnen organisierte Tagung an der Universität Luzern mit gleichnamigem Titel im Januar 2015.

Während das vorangegangene Heft in erster Linie einen inhaltlichen Schwerpunkt hatte, der gleichwohl auch Fragen des Selbstverständnisses der Diskursforschung implizierte, widmen sich die nachfolgenden Beiträge der Reflexion der Diskursforschung über ihren Stellenwert in Bezug zu ihren Forschungsgegenständen. Dass dazu die Einschätzungen der Beiträge sehr unterschiedlich ausfallen, ist weder verwunderlich, noch bedauerlich. Vielmehr kommt darin eine fruchtbare inter- und innerdisziplinäre Pluralität zum Tragen, die wir als Gewinn diskursanalytischen Forschens betrachten. Wir begrüßen die vorgenommene Konzentration auf Fragen der Selbstreflexion insbesondere auch deswegen, weil damit ein zentrales Anliegen der Zeitschrift aufgegriffen wird. Tatsächlich gehen wir davon aus, dass das Nachdenken über das eigene Tun eine permanente Aufgabe und Herausforderung (nicht nur) des diskurswissenschaftlichen Arbeitens darstellt und in dieser Zeitschrift einen eminent wichtigen Stellenwert hat.

Ein solches Nachdenken erfolgt immer auch in der argumentativen Bezugnahme auf andere Positionen, mag diese nun kritisch-absetzend oder zustimmend-anschließend erfolgen. Die Auseinandersetzung mit Argumenten Anderer ist konstitutiv für den Dialog zwischen sich nicht immunisierenden und ideologisierenden Positionen. Interessant ist ein solches Unterfangen gerade auch im interdisziplinären Austausch, mit seinen vielfältigen Bezügen und unterschiedlichen Theorietraditionen. So stellt jeder Text und das Heft insgesamt ein ganzes Gefüge von Bezugnahmen und Querverweisen dar und keineswegs ein in sich abgeschlossenes hermetisches Gebilde. Im besten Falle vermag das dazu beizutragen, dass die Diskursforschenden nicht ihrerseits die eigenen Denkroutinen vorschnell isoliert als »neu« behandeln oder vereinfachend reifizieren, indem etwa von »DEM Poststrukturalismus« die Rede ist, als ob es sich dabei um ein klar konturier-

tes Programm, und nicht um eine ambivalente Gemengelage mitunter gegensätzlicher Positionen handelte. Auch Diskursforschung gilt es zudem im Gefüge der Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften zu begreifen, die vergleichbare Fragen schon seit ihrem Entstehen diskutieren.

Uns als Herausgeber sind mehrere weitere Schwerpunktthemen zur Selbstreflexion der Diskursforschung vorstellbar, die gerne auch in Form von weiteren Gastherausgeberschaften übernommen werden können. Entsprechende Vorschläge von Ihnen als Lesende und Arbeitende in der Diskursforschung sind dazu sehr willkommen.

Wir wünschen Ihnen viele Anregungen aus einer hoffentlich spannenden Lektüre
Reiner Keller, Werner Schneider, Willy Viehöver

Anschriften:

Prof. Dr. Reiner Keller
Lehrstuhl für Soziologie
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Werner Schneider
Lehrstuhl für Soziologie/Sozialkunde
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
werner.schneider@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Willy Viehöver
Hochschule Fulda
Leipziger Straße 123
36037 Fulda
wilhelm.viehoever@sk.hs-fulda.de

Einleitung: Über die Gegenstände von Diskursforschungen

Ein Workshop der »Luzerner Diskurse«

Das vorliegende Schwerpunktheft der Zeitschrift für Diskursforschung geht auf Überlegungen zum empirischen Arbeiten mit Ansätzen der Diskursanalyse zurück, die in einer Vortragsreihe an der Universität Luzern unter dem Titel »Luzerner Diskurse« zwischen 2010 und 2012 vorgestellt wurden. Den Abschluss der Reihe bildete ein Workshop unter dem Titel »Konstruktion oder Reifizierung der Gegenstände: Empirische Diskursforschung zwischen Dekonstruktion und Performativität« im Januar 2015. Ausgewählte Beiträge dieses Workshops sind in diesem Heft zusammengetragen. An dieser Stelle sei zunächst die Zusammenfassung des Workshops aus dem offiziellen Schlussbericht an den Schweizerischen Nationalfonds (SNF) wiedergegeben, der die Veranstaltung finanziell unterstützt hat:

Die Vorträge in den Panels beleuchteten aus verschiedenen Perspektiven die Konstruktion der Forschungsgegenstände und den Umgang mit ihnen in Diskursanalysen. Dabei dominierten zwar Soziologie und Religionswissenschaft. Ihre Zugänge fanden aber Ergänzungen und Korrektive in den Beiträgen aus Soziolinguistik, Erziehungswissenschaft, Wirtschaftswissenschaft und Sozialanthropologie.

Das erste Panel behandelte Prozesse der Konstitution und Reifikation von Forschungs- und Wahrnehmungsgegenständen in wissenschaftlichen Diskursen. *Daniel Wrana* griff zu Beginn das Tagungsthema auf, um auf die Problematik unendlicher Rekursionen von Gegenstandskonstitution hinzuweisen. Diese tritt dann auf, wenn Reifikationen selbst zum Gegenstand der Forschung werden und damit eine Reifikation erfahren. Wrana verwies damit besonders darauf, dass wissenschaftliche Forschung reifizieren muss, dies aber im Wechselspiel von Erkenntnispolitik und Wissenspolitik durchaus reflektieren soll. *Sophie Mützel* stellte Überlegungen zu ihren aktuellen Forschungen über die soziale Wirksamkeit von Algorithmen vor, die strukturierte und strukturierende Verfahrensregeln besonders im elektronischen Zeitalter Wahrnehmung und soziales Verhalten prägen. Dabei beleuchtete sie auch kritisch die Möglichkeiten für (Sozial-)Wissenschaft, solche Algorithmen zu entdecken und ihre Wirkmechanismen beobachten zu können. *Sylvia Bendel Larcher* thematisierte Bilder als Quellen von Diskursforschung und stellte ein typologisches Modell vor, nach dem man bildliche Darstellungen anhand von Entstehungskontext, Intention und Herstellungsweise klassifizieren kann. Von da aus sei es möglich, die konkreten Konstruktions- und Reifizierungsleistungen von einzelnen Bildern einfacher und schneller zu erfassen und zu evaluieren.

Panel zwei war der religionswissenschaftlichen Reflektion gewidmet. Zunächst fragte *Kocku von Stuckrad* nach den Bedingungen und Prozessen der Wahrnehmung von »Re-

ligion« unter den Bedingungen eines fortschreitenden Säkularismus im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Er beschrieb, wie sich das diskursiv konstituierte Verhältnis von »Wissenschaft« und »Religion« in der Geschichte der modernen Esoterik entwickelt und verändert hat, und schlug vor, mithilfe einer Analyse von Diskursknoten, Diskurssträngen und Dispositiven diskursive und religionsgeschichtliche Prozesse gleichermaßen sichtbar zu machen. *Frank Neubert* schloss daran wissenschaftshistorische Überlegungen dazu an, wie im 19. Jahrhundert religionswissenschaftliche Forschung selbst die Gegenstände mit erzeugt hat, mit der sie sich bis heute befasst. Besonders die Rolle von Religionsdefinitionen und von wissenschaftlich legitimierten Zuordnungen wurde dabei hervorgehoben. *David Atwood* untersuchte das Konzept der Achsenzeit und beschrieb, wie dieses Konzept als forschungsleitendes Paradigma in einigen religionshistorischen Arbeiten das Bild von Religion und Religionsgeschichte prägte und damit Ergebnisse geradezu vorwegnahm.

In seinem Keynote-Vortrag sprach *Rainer Diaz-Bone* die Frage der Evaluation von Diskursanalysen an, die bislang ungeklärt sei. Es gebe kaum Qualitätskriterien für Diskursanalysen, die man als Massstab anlegen könne. Diaz-Bone schlug vor, bei der Performativität anzusetzen und diese zu einem zentralen Bewertungskriterium zu erheben. *Reiner Keller* setzte bei der wissenschaftstheoretischen Frage an, in welchem Sinne Diskurstheoretiker Diskurse als real annehmen. Er stellte dabei einen wissenschaftstheoretischen Realismus einer (metaphysischen?) Ontologie gegenüber, die wissenschaftlich nicht aufrechterhalten werden könne. Keller warf dabei die Frage auf, wie die Gegenstandskonstitution durch den wissenschaftlichen Beobachter in ihrer sozialen Wirkmächtigkeit kontrolliert werden könnte.

Das letzte Panel beschäftigte sich mit der Konstruktion konkreter Gegenstände in Diskursen. *Cornelia Renggli* fragte am Beispiel des diskursiven Zutagetretens von »Behinderung« nach dem Verhältnis von Untersuchungsgegenstand und BeobachterIn, und sie verwies dabei auf die von Foucault geforderte Selbstbeobachtung im Erkenntnisprozess und die soziale Situiertheit von Wissen. *Martin Reislgl* untersuchte in seinem Vortrag Diskurse über »Nation« und die Strategien, mit denen im Reden über Nation politische Realitäten hergestellt, reflektiert und verstärkt werden. *Katharina Manderscheid* griff das Mobilitätsparadigma der Soziologie auf und fragte – dieses selbst analysierend – wie Mobilität nicht nur in der sozialen Realität, sondern auch durch wissenschaftliche Untersuchungen konstituiert wird. Sie zeigte zudem, wie durch die theoretischen Vorgaben des Paradigmas auch neue Methoden entstehen, die ihrerseits Mobilität nutzen und damit wirkmächtig perpetuieren.

In der Schlussdebatte wurde dann vor allem eine Frage aufgegriffen, die in allen Vorträgen in verschiedener Weise anklang: Welche Wirkungen entfalten die Hervorbringungen von Diskursforschung im Bereich der untersuchten Gegenstände? Wie ist es möglich, diese Wirkungen in der Forschung mit zu berücksichtigen, ohne der von Wrana bereits zu Beginn der Tagung benannten Gefahr eines infiniten Rekurses zu erliegen?

Forschung als »doing Gegenstand«?

Ins Zentrum der Veranstaltung stellten wir die Frage nach den Gegenständen von Diskursforschung und deren Ontologie: Während ein naturwissenschaftlich-positivistisches Forschungsverständnis von gegebenen, von der Forschung und ihren Methoden unabhängigen Gegenständen ausgeht, hebt gerade die Diskursanalyse – ähnlich wie andere poststrukturalistische Ansätze – hervor, dass »der Gegenstand vom methodischen Zugriff mit konstruiert wird oder – systemtheoretisch formuliert – , das Sichtbarwerdende von der Beobachtung abhängt« (Wrana 2014, S. 622). In unserem Call for Papers skizzierten wir das Problemfeld der Gegenstände wie folgt:

»Eine der zentralen Fragen an jede empirische Forschung – und diejenige, die am ehesten geeignet ist, Projekte ins Stolpern zu bringen – richtet sich auf den Status und die Konstruktion der Forschungsgegenstände. Sind diese »objektiv gegeben« oder sozial und diskursiv konstruiert? Werden sie erst durch den Forschungsprozess hergestellt, oder zumindest durch diesen verändert? Konstituieren erhobene Daten die Gegenstände oder repräsentieren sie sie? Gerade eine empirisch arbeitende Diskursforschung – darüber hinaus aber prinzipiell jede poststrukturalistisch argumentierende Analyse – muss sich dieser Frage stellen, da sie einerseits theoretisch von der diskursiven Konstruiertheit der sozialen Welt ausgeht, andererseits diese soziale Welt und die Prozesse ihrer Konstituierung erfassen, darstellen, repräsentieren, erklären möchte.« (Manderscheid/Neubert 2014)

Diesem Fokus liegt die Beobachtung zugrunde, dass zwar die Einsicht in die Performativität empirischer Forschung nicht neu ist, bislang jedoch nicht systematisch aufgearbeitet und forschungspraktisch reflektiert wird. Das Problem kann weiter in drei Aspekte ausdifferenziert werden: Den Prozess der Gegenstandsfindung bzw. der Herstellung einer Passung zwischen Gegenstand und diskursivem Zugang, die diskursforschende Bearbeitung des Gegenstands sowie die Reflexion dieser Gegenstandsfindung im Forschungsprozess.

Zum ersten Aspekt, der Gegenstandsfindung, enthält beispielsweise das aktuelle und überaus umfangreiche interdisziplinäre Handbuch Diskursforschung (Angermüller/Nonhoff et al. 2014) keinen eigenen Abschnitt. Die Fragen danach, was einen Gegenstand der Diskursanalyse auszeichnet, wie ein solcher gefunden oder hergestellt wird, wann ein diskursanalytisches Vorgehen angemessen ist und wann eher nicht bzw. wie eine Passung zwischen Gegenstand und Diskursforschung hergestellt werden kann, werden im Handbuch nur am Rande thematisiert. Johannes Angermüller schreibt zu den Gegenständen in der Handbucheinleitung *en passant*, dass es sich dabei um »sozial und historisch definierte Objekte« (Angermüller 2014, S. 24) handle. Ohne dass dies im Text genauer ausgeführt wird, kann dies entweder bedeuten, dass sich die Forscherin oder der Forscher bei der Definition an historischen und/oder sozialen Konstruktionen orientiert, oder, dass der Gegenstand als ein soziale und historisch konstruierter in Erscheinung tritt und damit für die Forschung greifbar wird. Beides impliziert also die hegemoniale Sicht auf die soziale Welt und die darin erscheinenden Gegenstände als Ausgangspunkt diskursforschenden Arbeitens.

Etwas detaillierter setzt sich Rainer Diaz-Bone an anderer Stelle mit dieser Frage auseinander, wenn er feststellt, dass für Diskursforschung gerade nicht der Diskurs per se von Interesse sei. Vielmehr bestehe der Ausgangspunkt aus

»sozialwissenschaftlichen Fragestellungen, bei denen sich herausstellt, dass die Entstehung von Institutionen, Denkweisen, Handlungsformen, institutionellen Umgangsformen, Gesetzen, sozialen Bewegungen, Identitäten und Konflikten sowie von anderen gut sichtbaren sozialen Phänomenen nur im Zusammenhang mit spezifischen diskursiven Praktiken zu verstehen ist.« (Diaz-Bone 2006, S. 257)

Ausgangspunkt der Forschung ist hier also eine sozialwissenschaftliche Perspektive auf die soziale Welt, innerhalb derer ein bestimmtes Phänomen als diskursiv hergestelltes erscheint. Über ein diskursanalytisches Vorgehen werde dann rekonstruiert, »wie der Ermöglichungszusammenhang von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken entstanden ist und oftmals auch warum er sich verändert« (ebd.).

Was Diaz-Bone hier als *Rekonstruktion* bezeichnet, wird im genannten Handbuch Diskursforschung von Angermüller et al. (2014) als *Dekonstruktion* bezeichnet und bezieht sich bereits auf den zweiten Aspekt, die Gegenstandsbearbeitung: Rekonstruktive Positionen können, so die dort vertretene Differenzierung, auf die philosophische Denkrichtung der modernen Hermeneutik und Phänomenologie zurückgeführt werden und zielen darauf, »den Sinn eines Gegenstandes für andere zu erfassen« (Angermüller et al. 2014, S. 465 f.). Es geht hier also primär darum herauszuarbeiten, wie ein bestimmter Gegenstand als Gegenstand in der sozialen Welt erscheint. Dekonstruktive Positionen hingegen wurzeln in den Überlegungen von Derrida, Foucault und Lacan und richten den Blick auf die »Aporien, die aus dem Versuch resultieren, das Spiel der Zeichen zu zentrieren« (ebd., S. 266). Sie problematisieren damit gerade die Unterstellung der Einheitlichkeit von Sinn, indem sie Widersprüche und Brüche aufzeigen (ebd.). Gegenstände werden in dieser Perspektive eher zerlegt und es wird auf ihre Kontingenz und damit auf die Option eines möglichen Andersseins zumindest hingewiesen, teils wird dieses auch expliziert.

Zum dritten genannten Aspekt, der Reflexion der Gegenstandsfindung und -konstruktion im Forschungsprozess selbst, und damit der Thematisierung der Rolle der wissenschaftlichen Forschung als Akteurin oder Teilnehmerin im Diskurs selbst, findet sich noch weniger in der Literatur. Wie kann und wie wird die eigene aktive Rolle der Forschung reflektiert, wie wird die eingenommene Position begründet? Mit der vorliegenden Einleitung wollen wir die Frage des Verhältnisses von Diskursforschung zu ihren Gegenständen noch einmal etwas ausführlicher reflektieren. Dabei geht es sowohl allgemein um Diskurse als Objekte theoretischer Reflexion als auch um die konkreten Gegenstände einzelner Diskursanalysen. Zur Illustration werden wir zunächst an einigen Beispielen aus der eigenen Forschungspraxis die Prozesse der Gegenstandsfindung und ihrer Begründung beleuchten, um davon ausgehend die Problematik näher beschreiben zu können. Im letzten Abschnitt werden wir dann die Beiträge des Heftes vorstellen und innerhalb dieser Problemstellung verorten.

Die Gegenstände von Diskursforschungen

An Beispielen aus unserer eigenen Praxis möchten wir im ersten Schritt kritisch betrachten, wie konkrete Ansätze der Diskursforschung und einzelne Projekte das Problem der Gegenstandsfindung angehen. Als ein erstes Beispiel für eine Findung eines für eine Diskursanalyse geeigneten Gegenstands greifen wir auf die Arbeit zur Vipassanā-Meditationsbewegung von Neubert (2008) zurück. In der Phase der Exploration des Gegenstandes, vor einer Ausarbeitung eines diskursanalytischen Vorgehens, fällt dem Forscher eine Abgrenzungsbewegung in den Selbstbeschreibungen ins Auge, die ihn zunächst irritiert: Die Vipassanā-Bewegung bietet Meditationstechniken für Laien an, die auf buddhistischen Lehren basiert. Auffällig in den Verlautbarungen dieser Bewegung ist jedoch die explizite Abgrenzung gegenüber »Religion« und »Ritual«, dies einerseits in Bezug auf das Verhältnis der SchülerInnen zu anderen religiösen Bekenntnissen, zum anderen, um die Einordnung der Meditationstechnik selbst in Kategorien der Alltagssprache vorzunehmen (Neubert 2008, S. 422). Diese Abgrenzung steht für den forschenden Religionswissenschaftler jedoch in deutlichem Widerspruch zu dessen fachlichem, d.h. metasprachlichem Verständnis von Religion und Ritual. Gerade in Bezug auf Rituale findet er die Definitionskriterien bei Vipassanā-Kursen nahezu vollständig erfüllt, aus religionswissenschaftlicher Sicht weisen die Meditationstechniken also eindeutig Ritualcharakter auf (ebd., S. 427 ff.). Diese Einsicht, dass die Selbstbeschreibung offenbar nicht in Einklang zu bringen ist mit einer metasprachlichen Aussendefinition erscheint jedoch nicht sehr hilfreich zu sein, um die explizite Abgrenzung durch die Bewegung selbst zu verstehen: »Es kann der religionswissenschaftlichen Forschung nicht darum gehen, *objektsprachliche Äußerungen* (...) in Bezug auf ihren Inhalt oder *Wahrheitsgehalt* in Frage zu stellen« (ebd., S. 431), denn diese Differenz spiele für die Vipassanā-Bewegung selbst offenbar keine Rolle. Um sich also dem Forschungsgegenstand, der Vipassanā-Bewegung anzunähern und ihre Selbstpositionierung in der sozialen Welt zu verstehen, nimmt der Religionswissenschaftler an dieser Stelle eine gefundene Diskrepanz zwischen der eigenen Perspektive und der des Gegenstands zum Anlass, mittels diskursanalytischen Überlegungen die diskursive Strategie der Vipassanā-Bewegung als Position innerhalb eines öffentlichen Ritualdiskurses zu rekonstruieren (ebd., S. 431 f.). In diesem Beispiel wird der epistemologische Bruch bereits durch die Differenz der Begriffsverwendung herbeigeführt, wodurch der Blick auf eine diskursive Strategie gelenkt wird. Die Forschung selbst macht dann einen öffentlichen Ritualdiskurs sichtbar, der mit anderen Definitionen als der religionswissenschaftlichen operiert und innerhalb dessen sich die Meditationsbewegung aktiv und strategisch so positioniert, dass sie anschlussfähig für andere Diskurse, Identitätskonstruktionen und Lebenswelten ist. Ausgangspunkt dieser Forschung ist damit nicht ein bereits sozial und historisch definiertes Objekt, sondern eine gefundene Differenz zwischen verschiedenen Weltkonstruktionen. Die Anwendung einer diskursanalytischen Methode ergibt sich in diesem Fall einer Studie, die nicht von vornherein auf Diskursforschung ausgelegt war, aus der Reflexion der Fragestellung, und erzeugt einen erklärenden Effekt.

In ähnlicher Weise wird die Entscheidung für eine diskurstheoretische Perspektive auf »Religion« in »Die diskursive Konstitution von Religion« (Neubert 2016) aus der

Feststellung von widersprüchlichen Zuordnungen zu dieser Kategorie gewonnen. AkteurInnen, Handlungen oder Gemeinschaften verorten sich selbst oder werden von anderen als »Religion«, »Wissenschaft«, »Sekte« o.ä., und tun dies in verschiedenen Kontexten auf unterschiedliche Weise. Yogastudios verweisen einmal auf die religiös-spirituelle Tradition, ein anderes Mal auf den Wellness- und Fitness-Effekt von Yoga. Die Hare-Krishna-Bewegung gilt einmal als »Sekte«, in anderen Kontexten als »Religionsgemeinschaft«, stellt sich mal als »Religion« dar, mal als »Wissenschaft«, mal als übergreifende spirituelle Menschheitskultur. Dies lässt die Frage entstehen, wie in verschiedenen Diskurszusammenhängen die Kategorie »Religion« und ihre Gegenkategorien jeweils konstituiert werden (Neubert 2016, s. auch den Beitrag von Neubert in diesem Band). Dies führt letztlich zur Einnahme einer diskurstheoretischen Perspektive, deren Ziel es ist, eine Grundlage für religionswissenschaftliche Diskursanalysen zu liefern. Die Problematik – und der Grund, weshalb Diskursforschungen in vielen Disziplinen kritisch betrachtet werden (vgl. die Beiträge in Angermüller et al. 2015) – besteht darin, dass durch diesen Ansatz die »Gegenständlichkeit« eines Forschungsgegenstandes (hier: Religion) in Frage gestellt wird. Diskurstheorie hat dann die Aufgabe, die Gegenstandsbestimmung von Forschungen epistemologisch kohärent neu zu begründen (vgl. bspw. Diaz-Bone 2013).

In ihrer Studie über das automobilen Subjekt beschreitet Katharina Manderscheid (2016) einen anderen Weg. Aus der soziologischen Mobilitätsforschung kommend wendet sie sich der Frage nach mobilen (besonders automobilen) Subjekten zu, die dort häufig vorausgesetzt aber in ihrer Konstitution kritisiert werden. Die von ihr auch als »solitary mobile subject« bezeichnete Figur abstrahiere dabei von sozialen, materiellen und historischen Strukturen und Einbettungen zugunsten einer rationalen und unabhängigen Agency des handelnden Individuums. Die diskursive und dispositive Konstituierung von Subjekten, ein zentrales Thema der Diskursforschung seit Foucault, werde zwar auch in der Mobilitätsforschung zitiert (vgl. Manderscheid/Schwanen/Tyfield 2015; Paterson 2007; Jensen/Richardson 2007). Im Gegensatz dazu finde die Kritik dieser Subjektkonstitution im eigenen Forschungsprozess weder Niederschlag noch Reflexion in der konkreten methodologischen Umsetzung von Forschungsprojekten. Manderscheid verweist damit auf eine nicht-intendierte Reifizierung eines Gegenstandes – des automobilen/autonomen Subjektes – in der Forschungspraxis der Mobilitätsforschung. Diese ist so selbst Teil der Mobilitäts- und Gesellschaftsdiskurse und deren Weltkonstruktion, die sie kritisiert. Die Autorin zeigt damit am konkreten Beispiel, dass eine sozialwissenschaftliche Gegenstandsbestimmung, wenn sie als solche ernst genommen wird, methodisch konsequente Umsetzung in der Erhebung und Auswertung von Daten erfordert. Den Gegenstand ihrer eigenen, diskursanalytisch argumentierenden Analyse, die Konstitution des mobilen Subjektes, gewinnt Manderscheid dabei durch die Kontrastierung zweier Diskursstränge innerhalb der Forschungsrichtung selbst: die explizite Theoretisierung einer sozio-materiellen Mobilitäts-Agency und deren empirische Analyse durch die Verwendung von Forschungsdesigns und Methoden, die implizit ein Verständnis des autonom handelnden Subjektes transportieren. Das grundlegende Interesse dieser Analyse besteht dabei nicht primär an der Diskursforschung oder dem Subjekt- bzw. Agencydiskurs, der an dieser Stelle sichtbar wird, sondern wissenschaftspolitisch an der Weiterentwicklung

der Mobilitätsforschung als neuem sozialwissenschaftlichem Paradigma, das sich von anderen Forschungsrichtungen abgrenzen will (vgl. Sheller/Urry 2006).

Als drittes Beispiel für die Gegenstandsfindung seien hier diskurstheoretische Ansätze der Humangeographie aufgeführt (z.B. Glasze/Mattisek 2014, 2009; Massey 2005). Hier ist die diskursanalytische Perspektive ein Resultat des Perspektivenwechsels auf den originär geographischen Gegenstand des Raumes: Anstatt von Raum als einer objektiven Gegebenheit auszugehen, werden »die Konstitutionsprozesse in den Blick genommen, die zur Ausbildung räumlicher Strukturen und Muster führen« (Glasze/Mattisek 2014, S. 208). Hier ist also der Gegenstand qua Disziplin, und damit als soziale und historische Konstruktion, vorgegeben, der theoretische Paradigmenwechsel führt jedoch zu einer neuen Perspektive auf diesen Gegenstand. Dieser Perspektivenwechsel führt dazu, dass die Mehrheit dieser geographisch-diskurstheoretischen Arbeiten sich mit der sprachlichen Konstitution der gesellschaftlichen Räumlichkeit bzw. deren textlichen Repräsentation beschäftigt. Die damit verbundene Gefahr einer einseitigen Betrachtung oder sogar Reifizierung des hegemonialen oder »repräsentierten Raumes« zulasten dessen, was Henri Lefèbvre als »räumliche Praktiken« und als »gelebten Raum« bezeichnet hat (Lefèbvre 1991, S. 38 f.), wird jedoch in letzter Zeit vermehrt thematisiert und mit verschiedenen Strategien bearbeitet: In einer dekonstruktiven, die Kontingenz betonenden Perspektive wird die Möglichkeit eines »Anders-Seins« sozial-räumlicher Strukturen sichtbar. Während für manche Forschende hier bereits das Ende ihrer Arbeit erreicht ist, skizzieren GeographInnen, die sich einer politisch-kritischen Theorierichtung verpflichtet fühlen, an dieser Stelle durchaus auch explizit alternative Raumgeographien. So setzt beispielsweise Doreen Massey (2004) der hegemonialen Globalisierungsdarstellung eine alternative Vorstellung relationaler Verantwortungsgeographien entgegen. Eine andere Strategie erweitert das Diskursverständnis um bildliche, kartographische und materielle Elemente und arbeitet entsprechend mit Konzepten der Assemblage (z.B. Mattisek/Wiertz 2014) und der Actor-Network-Theorie (Glasze/Mattisek 2014, S. 216 f.).

Auffallend bei diesen hier nur knapp skizzierten Ansätzen ist, dass sie nicht einen »Ritualdiskurs« (Neubert 2008), »Religionsdiskurs« (Neubert 2016), »Mobilitätsdiskurs« (Manderscheid 2016) oder »Raumdiskurs« (Humangeographie) zum eigentlichen Gegenstand der eigenen Forschung machen, sondern konkrete soziale Phänomene: Abgrenzungsbemühungen der Vipassana-Bewegung, konkrete Zuordnungen von Gegenständen zur Kategorie »Religion«, die Forschungspraxis als unvollständige Übersetzung der theoretischen Konzepte in Methoden und Forschungsdesigns in der Mobilitätsforschung bzw. Raumverständnisse und -konstitutionen. Diese werden jeweils erst durch das theoretische Postulat eines übergreifenden Diskurses erklärbar, der selbst jedoch nicht als ganzer greifbar ist, sondern sich in den konkreten Praktiken bemerkbar macht, von ihnen strukturiert wird und diese strukturiert (Diaz-Bone 2013).

Die Problematik der Gegenstände in der Diskursforschung

Auch nach Betrachtung der obigen Beispiele bleibt die Frage offen, wie man Gegenstände für diskursanalytische Arbeiten findet und/oder wie man erkennt, dass ein gewählter

Forschungsgegenstand eine diskursive Herangehensweise erforderlich oder wenigstens wünschenswert macht. Wir wollen uns im Folgenden diese Fragen nähern, indem wir einige Ansätze nochmals betrachten und dabei bei Foucault beginnen.

Zu Beginn seiner Antrittsvorlesung am College de France stellte Foucault eine Frage, die den theoretischen Rahmen seiner Überlegungen abstecken sollte: »Aber was ist denn so gefährlich an der Tatsache, daß die Leute sprechen und daß ihre Diskurse endlos weiterwuchern?« (Foucault 1991, S. 10). »Gefährlich« ist dabei aus der gesellschaftlichen Perspektive zu verstehen: Warum, so könnte man anders fragen, werden das Sprechen der Leute und das Wuchern der Diskurse eigentlich permanent Einschränkungen unterworfen? Welche Einschränkungen sind das und wie wirken sie? Foucault definiert seine Aufgabe für den Text und seine Arbeit am Collège de France dahingehend, die Prozesse zu beschreiben, durch die »in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird« (ebd., S. 10 f.). Er legt mit seinem Vortrag ein Analyseraster für diskursive Prozesse vor, das in der Analyse konkreter Diskurse anwendbar ist. Diese Diskurse seien aber gerade nicht als untersuchbare Entitäten zu verstehen, sondern als diskontinuierliche Praktiken und »geregelt und diskrete Serien von Ereignissen« (ebd., S. 38). Der Fokus von Diskursanalysen liegt damit gerade nicht auf der Beschreibung und Kommentierung ganzer Diskurse, die eher theoretische Unterfangen bleiben müssen. Vielmehr soll es ihnen um die Analyse von singulären Ereignissen, ihren Verkettungen und den darin zum Ausdruck kommenden Prozeduren der Einschränkung gehen.

Diaz-Bone (2006) hat daraus für sozialwissenschaftliche Diskursanalysen die Forderung gezogen, einen Nachweis der Kontingenz diskursiver Formationen zu erbringen und zu begründen, warum sich eine bestimmte Formation als dominant/hegemonial durchsetzen konnte oder nicht. Demnach hätte man Anlass zur Wahl eines diskursanalytischen Vorgehens, wenn man in der Exploration eines Forschungsfeldes – wo noch keine Methodenwahl erfolgt ist – auf solche Fragen trifft. Dies wird durch die typischen Ausgangsfragen der materialen Studien Foucaults gut illustriert: Er beobachtete im Quellenmaterial radikale Brüche in der Definition bestimmter Gegenstände (Sexualität und Privatheit) oder im Umgang mit bestimmten Verhaltensweisen (Kriminalität), die sich in relativ kurzer Zeit abgespielt haben, und fragt sich welche Prozesse zu diesen Veränderungen geführt haben. Dabei rücken dann diskursive Praktiken ebenso in den Blick wie – auf den ersten Blick – nicht-diskursive Rahmenbedingungen, Machtstrukturen etc. Wenn auf diese Weise die Entstehung und Festigung dominanter und hegemonialer Diskurspositionen Gegenstand von Diskursanalysen sind, dann liegt genau hier auch das Potenzial für kritische Versionen von Diskursanalyse, wie sie zum Beispiel von Norman Fairclough, Sigfried Jäger oder Ruth Wodak sowie die oben angesprochene humangeographische Position vertreten werden. Deren explizites Ziel besteht darin, die Machtkämpfe innerhalb der Diskursformationen aufzudecken und die in ihnen zur Anwendung gebrachten Mittel entlarven zu können.

Wie aber trägt die Diskursforschung ganz praktisch während des Forschungsprozesses dem dritten aufgeworfenen Aspekt Rechnung, dass »das Soziale (...) nicht als eigenständiger, von der Forschung ebenso wie von den sozialen Praktiken unabhängiger Ge-

genstand betrachtet [werden kann]« (Manderscheid/Neubert 2014)? Wie ist damit umzugehen, dass die Forschung selbst mittels Gegenstandsbestimmung, Datenauswahl und Korpusgenerierung Teil eines »doing reality« ist? Sozialwissenschaftliche Forschung kann sich selbst also nicht als ausserhalb des Sozialen stehende Beobachterin begreifen, sondern ist selbst (Mit-)Konstrukteurin der sozialen Probleme, die sie untersucht. Wird diese Rolle nicht im Forschungsprozess reflektiert, läuft auch die empirische Diskursforschung Gefahr, ihre Forschungsgegenstände mittels theoretischer Formulierung und ihrer Repräsentation durch Daten zu verdinglichen (vgl. Manderscheid/Neubert 2014).

Eine Antwort auf diese Frage skizziert Diaz-Bone (2006: 255) in seinem Beitrag zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse. Er differenziert hierzu zwischen zwei Ebenen der Konstruktion des Sozialen: Zum einen die Konstruiertheit des Sozialen, die durch sozialwissenschaftliche Forschung als kontingent herausgearbeitet werden kann, zum anderen die soziale Konstruktion der wissenschaftlichen Analyse, die jedoch innerhalb der eigenen Theorieperspektive gerade nicht als kontingent sondern als valide beurteilt werden sollte:

»Diskurse sind systematische und konstruierende Praktiken in der sozialen Empirie. Die Diskursanalysen (als »Diskursanalysen über Diskurse«) versuchen ebenso systematisch die Regelmäßigkeit der Diskurse zu beschreiben. Die Beschreibung versucht eine strukturierte und unsichtbare Praxis »ans Tageslicht« zu bringen, wobei die Grundtheoreme (was Diskurse sind, wie sie wirken) eingehen und eine andere – nun soziologische – Sicht möglich werden soll. Diskursanalysen können damit als Rekonstruktion strukturierter diskursiver Praxisformen verstanden werden.« (Diaz-Bone 2006, S. 256)

Entscheidend für die Differenz zwischen Konstruktionen erster und zweiter Ordnung, d.h. zwischen Konstruktionen in der sozialen Welt und Konstruktionen der Wissenschaft begründen sich, so Diaz-Bone im Rückgriff auf Bourdieu, durch einen »theoretisch-methodologischen (epistemologischen) Bruch mit dem Alltagsdenken«, der durch eine methodische Rekonstruktion und damit durch einen »anderen Blick auf das Soziale« (Diaz-Bone 2006, S. 256) hergestellt wird. Das von Diaz-Bone als Herausarbeitung von unsichtbaren Praxen bezeichnete Resultat von Diskursanalysen kann in den oben vorgestellten Beispielen aus der Forschungspraxis identifiziert werden in den Praxen der Ritual- und Religionsdiskurse, in den impliziten Konstruktionsprozessen über Forschungsdesigns und Methoden sowie der konflikthaften Herstellung von Räumen. Davon sind dann die Wissenschaftskonstruktionen zu unterscheiden, womit zum einen sicher die Grundannahmen der Diskurstheorie und des Poststrukturalismus im Allgemeinen gemeint sind, zum anderen aber auch die disziplin- und subdisziplinspezifischen Theorien, z.B. der Religionswissenschaft, der Mobilitätsforschung und der Humangeographie. Obwohl diese jedoch auf einer anderen Ebene stehen, sind sie damit jedoch keineswegs neutral oder der Notwendigkeit einer kritischen Reflexion der eigenen Forschungspraxis als Beiträgen zu den Diskursen selbst enthoben. Eine systematische Auseinandersetzung mit diesem Punkt steht, so unsere Einschätzung, noch weitgehend aus.

Die Beiträge

Die Beiträge in diesem Heft wenden sich der Frage des Verhältnisses der Diskursforschung zu ihren Gegenständen auf sehr unterschiedliche Weisen zu. Auf zwei stärker theoretischen Abhandlungen zum Rahmenthema (Keller, Diaz-Bone) folgen zwei mehr anwendungsbezogene Beiträge aus der Religionswissenschaft (Neubert, Atwood). Reiner Keller nimmt unseren Call als expliziten Ausgangspunkt seiner Ausführungen. Er betrachtet in seinem Beitrag Diskursforschung als ein unabdingbar reflexives Unternehmen, das nicht nur Diskurse zum Gegenstand hat, sondern selbst ebenfalls als Diskurs verstanden werden müsse. Aus dieser Perspektive wird ein Verständnis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse als eines rekonstruktiven Ansatzes der Diskursforschung präsentiert. Damit wird unterstellt, dass es Diskurse als etwas zu Rekonstruierendes gibt. Keller impliziert also die Annahme von »Realität«. Wie es diese interessierende Realität (also Diskurse) gibt, und wie sie im Rahmen empirischer Diskursforschung erkundet werden kann, steht im Mittelpunkt des Textes, der sich auch als explizit kritische Auseinandersetzung mit dem Rahmenthema des Heftes präsentiert. Keller vertritt die These, dass rekonstruktive Diskursforschung ihre Gegenstände nicht verdinglicht (reifiziert), sondern sie ganz im Gegenteil erst durch Rekonstruktion zu Anliegen von allgemeinem Belang (im Anschluss an Bruno Latour), also ent-objektiviert werden.

Rainer Diaz-Bone argumentiert aus einer anderen Richtung und geht in seinem Text davon aus, dass der deutschsprachigen Diskursforschung eine epistemologische und methodologische Fundierung fehlt. Dieses Defizit wird auf die fehlende Rezeption der französischen Epistemologie zurückgeführt, die in Frankreich die Grundlage für die an Foucault anschließende Diskursforschung ist. Der Autor schlägt eine performative Lösung vor, die darin besteht, dass Diskursforscherinnen und Diskursforscher reflexiv methodische und methodologische Konventionen einführen und diese der Bewährung in angewandter Diskursforschung aussetzen. Damit stützt er sich auf die Hauptströmungen der neuen französischen Sozialwissenschaften, insbesondere die Konventionentheorie, die Konventionen als pragmatische Koordinationslogiken und Prinzipien für die Evaluation von Forschungen – inklusive der Diskursforschung – versteht.

Der Beitrag von Frank Neubert fragt nach den historischen Entwicklungen, in denen Religionswissenschaft und andere religionsbezogene Disziplinen seit dem 19. Jahrhundert selbst Teil der von ihr erforschten Religionsgeschichte wurden. Die leitende Frage lautet: Wie wird der Gegenstand »Religion« diskursiv konstituiert und welche Rolle spielt/e dabei Religionswissenschaft mit ihren religionsgeschichtlichen Forschungen und ihren theoretischen Leistungen der Definition und Systematisierung von »Religion«? Der Autor argumentiert, dass Religion als wie auch immer definierter Objekt der sozialen Welt einerseits Gegenstand und andererseits konstitutives Außen für die Religionswissenschaft bildet. Damit stellt er die aktive diskursive Rolle der Disziplin bei der Konstitution und dem Wandel ihres Gegenstandes in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. Die dabei erfolgende Selbstidentifikation als Wissenschaft und die darin zum Ausdruck kommende Inanspruchnahme einer »objektiven« Außensicht auf Religion manifestiert sich in einer die Disziplingeschichte durchziehende Ab- und Ausgrenzungsbewegung gegenüber der Theologie, der diese Außenperspektive gerade abgesprochen wird. Als mög-

lichen Umgang mit der partiellen wechselseitigen Konstitution von Religionswissenschaft und ihrem Gegenstand, der Religion schlägt Neubert abschliessend eine diskursanalytische Perspektive vor, die gerade nicht mehr für sich eine objektive Sicht auf Religion und religiöse Praxen in Anspruch nimmt, sondern vielmehr die diskursiven Prozesse der Gegenstandskonstitution selbst ins Zentrum stellt.

David Atwood geht von der Tatsache aus, dass »Politiken des Ursprungs« in der Bauanleitung von Zeitdiagnosen und Geschichtsbildern wichtige Funktion haben. Sie bezeichne als »Politik« die Konstruktion eines Handlungsprinzips und etabliere als Ursprungserzählung oder »Schwellennarrativ« eine historisch legitimierte Sicht auf die »neue Welt«, die »neue Zeit« oder das »neue Paradigma«. Der Autor betrachtet als Beispiel für eine solche »Politik des Ursprungs« den Achsenzeitdiskurs und situiert diesen in der europäischen Religionsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Ihn interessieren besonders die Reifizierungen der Achsenzeitthese, wie sie verschiedene Autoren seit Karl Jaspers' Popularisierung unternommen haben.

Literatur

- Angermüller, J. (2014). Einleitung: Diskursforschung als Theorie und Analyse. Umriss eines interdisziplinären Feldes. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript, S. 16–36.
- Angermüller, J./Herschinger, E./Messerschmidt, R./Schenk, S. (2014). Der kleine Unterschied? De- und rekonstruktive Positionen im Dialog. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript, S. 465–475.
- Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J. (Hrsg.) (2014): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript.
- Diaz-Bone, R. (2006): Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse. In: *Historical Social Research* 31, S. 243–274.
- Diaz-Bone, R. (2013): Sozio-Episteme und Sozio-Kognition: Epistemologische Zugänge zum Verhältnis von Diskurs und Wissen. In: Viehöver, W./Keller, R./Schneider, W. (Hrsg.): *Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung*. Wiesbaden: VS, S. 79–96.
- Foucault, M. (1991): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Glasze, G./Mattissek, A. (2014): Diskursforschung in der Humangeographie. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J. (Hrsg.): *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen*. Bielefeld: transcript: S. 208–223.
- Glasze, G./Mattissek, A. (2009): *Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*. Bielefeld: transcript.
- Jensen, A./Richardson, T. (2007): *New Region, New Story: Imagining Mobile Subjects in Transnational Space*. *Space and Polity* 11(2), S. 137–150.
- Manderscheid, K. (2016): Who does the move? Affirmation or deconstruction of the solitary mobile subject. In: Endres, M./Manderscheid, K./Mincke, C. (Hrsg.): *The Mobilities Paradigm: Discourses and Ideologies*. London: Routledge, S. 91–113.

- Manderscheid, K./Neubert, F. (2014): Konstruktion oder Reifizierung der Gegenstände? Empirische Diskursforschung zwischen Dekonstruktion und Performativität. Call for Papers. Universität Luzern.
- Manderscheid, K., T. Schwanen und D. Tyfield, (2014): Introduction to Special Issue on ›Mobilities and Foucault‹. *Mobilities* 9: 479–492. Massey, D. (2004). *Geographies of Responsibility*. Geografiska Annaler Series B: Human Geography 86(1), 5–18.
- Mattisek, A./Wiertz, T. (2014): Materialität und Macht im Spiegel der Assemblage-Theorie: Erkundungen am Beispiel der Waldpolitik in Thailand. *Geographica Helvetica* 69(3), 157–169.
- Neubert, F. (2008): Ritualdiskurs, Ritualkritik und religiöse Praxis: Das Beispiel von Vipassanā nach S. N. Goenka im »Westen«. In: *Numen* 55, S. 411–439.
- Neubert, F. (2010): Von der verfolgten »Sekte« zur etablierten Religionsgemeinschaft. Die Wandlungen der Hare Krishna-Bewegung. In: Lüddeckens, D./Walther, R. (Hrsg.): *Fluide Religion. Neue religiöse Bewegungen im Wandel. Theoretische und empirische Systematisierungen*. Bielefeld: transcript, S. 77–92.
- Neubert, F. (2016): *Die diskursive Konstitution von Religion*, Wiesbaden: VS.
- Paterson, M. (2007): *Automobile Politics. Ecology and Cultural Political Economy*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Sheller, M./Urry, J. (2006): The New Mobilities Paradigm. *Environment and Planning A* 38(2), S. 207–226.
- Wrana, D. (2014): Zur Relationierung von Theorien, Methoden und Gegenständen. In Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J. (Hrsg.): *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen*. Bielefeld: transcript, S. 617–627.
- Wrana, D./Ziem, A./Reisigl, M./Nonhoff, M./Angermüller, J. (Hrsg.) (2014): *DiskursNetz: Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Anschriften:

PD Dr. Katharina Manderscheid
 Soziologisches Seminar,
 Universität Luzern,
 Frohburgstrasse 3,
 CH-6002 Luzern,
 katharina.manderscheid@unilu.ch

PD Dr Frank Neubert
 Religionswissenschaftliches Seminar
 Universität Luzern
 Frohburgstrasse 3
 CH-6002 Luzern
 frank.neubert@doz.unilu.ch

(Wie) Gibt es Diskurse?

Zusammenfassung: Der Beitrag expliziert das Verständnis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse als eines rekonstruktiven Ansatzes der Diskursforschung. Mit dem Begriff der Rekonstruktion sind verschiedene Momente impliziert: Ein rekonstruktiver Ansatz muss unterstellen, dass es Diskurse als etwas zu Rekonstruierendes gibt. Er impliziert also die Annahme von »Realität«. Wie es diese interessierende Realität (also Diskurse) gibt, und wie sie im Rahmen empirischer Diskursforschung erkundet werden kann, soll im ersten Hauptteil geklärt werden. Um empirische Forschung handelt es sich dann, wenn dieser Gegenstand seinerseits die Möglichkeiten seiner Rekonstruktion beeinflussen, beschränken kann. Wie dies in der WDA gedacht wird, soll im zweiten Hauptteil unter dem Begriff der Ko-Konstruktion verhandelt werden. Dabei wird die These vertreten, dass rekonstruktive Diskursforschung ihre Gegenstände nicht verdinglicht (reifiziert), sondern sie ganz im Gegenteil erst durch Rekonstruktion zu Anliegen von allgemeinem Belang (im Anschluss an Bruno Latour), also ent-objektiviert werden.

Schlagwörter: Rekonstruktion, Dekonstruktion, Methodologie, Forschung, Wissen, Verdinglichung

Abstract: The following article explicates the understanding of the Sociology of Knowledge Approach to Discourse (SKAD) as a reconstructive approach to discourse studies. The notion of reconstruction implies different aspects: a reconstructive approach needs to assume that there are discourses as an object of reconstruction. It therefore implies the assumption of a »reality«. How this reality (understood as discourse) exists and how it can be investigated within the frame of empirical discourse studies, will be examined in the first part of the following article. It is about empirical research, if the research object can itself influence and/or confine the possibilities of its reconstruction. How this process is conceptualized within SKAD shall be debated in relation to the concept of co-construction in the second part of the article. In doing so I will argue that a reconstructive discourse research does not objectify (reify) its research objects, but contrarily de-objectifies them and thereby allows these objects, via reconstruction, to become objects of general concern (in the sense of Bruno Latour).

Keywords: Reconstruction, Deconstruction, Methodology, Research, Knowledge, Reification

Konstruktion oder Reifizierung der Gegenstände?

Der nachfolgende Beitrag geht auf einen Vortrag im Rahmen der Tagung »Konstruktion oder Reifizierung der Gegenstände? Empirische Diskursforschung zwischen Dekonstruktion und Performativität« (Universität Luzern, Januar 2015) zurück. Im Call zur damaligen Tagung waren unter dem genannten Titel verschiedene Fragen formuliert. Dort hieß es u.a.:

»Eine der zentralen Fragen an jede empirische Forschung [...] richtet sich auf den Status und die Konstruktion der Forschungsgegenstände. Sind diese »objektiv gegeben« oder sozial und diskursiv konstruiert? Werden sie erst durch den Forschungsprozess hergestellt, oder zumindest durch diesen verändert? Konstituieren erhobene Daten

die Gegenstände oder repräsentieren sie sie? Gerade eine empirisch arbeitende Diskursforschung – darüber hinaus aber jede poststrukturalistisch argumentierende Analyse – muss sich dieser Frage stellen, da sie einerseits theoretisch von der diskursiven Konstruiertheit der sozialen Welt ausgeht, andererseits diese soziale Welt und die Prozesse ihrer Konstituierung erfassen, darstellen, repräsentieren, erklären möchte. Das heisst, das Soziale wird nicht als eigenständiger, von der Forschung ebenso wie von den sozialen Praktiken unabhängiger Gegenstand betrachtet, sondern performativ hervorgebracht.« (Call zur Tagung »Konstruktion oder Reifizierung der Gegenstände«, Hervorhebung im Original)

Titel und einleitende Fragestellungen positionieren die zu führende Diskussion in spezifischer Weise: Zwischen Fragen nach der Erschaffung oder Verdinglichung von Forschungsgegenständen, zwischen ihrer Zerlegung und dem Inkonsistenznachweis im Sinne der Dekonstruktion und ihrer performativen Hervorbringung bzw. eigenen Performativität, und einigen weiteren Überlegungen. Doch was ist denn eigentlich die Performativität dieses Titels und dieser Passagen? Geben sie nicht Alternativen vor, welche die Komplexität des Gegenstandsbezugs der Diskursforschung unnötig im Sinne eines »entweder-oder« einschränken? Haben wir es tatsächlich mit der Alternative von Konstruktion oder Reifizierung zu tun? Schaffen wir unseren Gegenstand, oder verdinglichen wir ihn? Existiert er unabhängig, oder wird er hervorgebracht? Und was wäre, wenn dies gar nicht die relevanten Alternativen sind?

Ähnlich verhält es sich mit der Unterscheidung von Dekonstruktion und Performativität. Bewegt sich empirische Diskursforschung zwischen diesen Polen? Hat die Dekonstruktion nicht eine eigene Performativität? Und impliziert nicht Performativität auch Dekonstruktion? Geht es um Dekonstruktion als philosophisch-kritisches Verfahren der Textauslegung oder um Dekonstruktion als Wirklichkeitseffekt von sozialwissenschaftlicher rekonstruktiver Forschung? Vielleicht handelt es sich bei dem erwähnten Untertitel gar nicht um einen Ausschluss, sondern um zwei Seiten desselben? Also eben Dekonstruktion *und* Performativität? Aber warum heißt es nicht: Zwischen *Rekonstruktion und Performativität*? Steht dahinter eine Berührungsangst mit dem Begriff der Rekonstruktion? Die Sorge um den Kurzschluss von analytischem Realismus auf ontologischen Essentialismus? Welchen Anteil an der spezifischen Formulierung der Ausgangsfragen haben die scheinbare »kritische Attraktivität« des Dekonstruktionsbegriffs oder der scheinbare »objektivistische Repräsentationalismus« der Rekonstruktion? Sind nicht Michel Foucaults genealogische Unternehmungen Rekonstruktionen par excellence, die gerade deswegen ungemein wirksam wurden? Was steckte hinter seiner entschiedenen Ablehnung der Dekonstruktion?

Die Fragen, welche im Aufriss zur Tagung aufgeworfen wurden, betreffen im Grunde nicht nur die Diskursforschung im Speziellen, sondern, wie schon der Call festhielt, die Sozialwissenschaften insgesamt. Sie wurden deswegen auch in deren langer Geschichte bereits mehrfach und in unterschiedlicher Weise adressiert. Vielleicht lässt sich sogar behaupten, dass die verfügbaren Antwortoptionen seit langem vorliegen und sich im Kern auf die Frage des Verhältnisses von Beobachtungen erster Ordnung (die Gegenstandse-

bene) und Beobachtungen zweiter Ordnung (die Ebene der sozialwissenschaftlichen Forschung) rückführen lassen, wie das Alfred Schütz und sehr viel später dann Niklas Luhmann nochmals (und anders akzentuiert) formuliert, wenn auch unterschiedlich beantwortet hatten. Ich selbst schließe in diesem Zusammenhang zunächst an die Max-Weber-Tradition sowie Michel Foucault an. In einem ersten Schritt der Argumentation will ich sehr knapp deren klassische erkenntnistheoretische Positionen rekapitulieren, um im Anschluss und unter Hinzuziehung anderer AutorInnen und Argumente deutlich zu machen, inwiefern einer wissenssoziologisch-rekonstruktiven Diskursforschung (Keller 2011) die Annahme eines konstruktivistischen Realismus zugrunde liegt, der den Konstruktcharakter der sozialwissenschaftlichen Analyse nicht als Problem, sondern als Vorteil des diskurswissenschaftlichen Erzählens über Gesellschaft (Becker 2007) betrachtet und sich insoweit offen dazu »bekennt«. Doch das schließt gerade *nicht* die empirische Existenz von Phänomen (Gegenständen) aus, *die sich als »Diskurse« beobachten lassen.*

Ordnungen der Diskurse

Eines der zentralen Anliegen der Arbeiten von Michel Foucault war die Überführung des abstrakten Philosophierens in empirisch-analytische Untersuchungen, in historisch-empirische Forschung. Sein in der »Archäologie des Wissens« (Foucault 1988) formuliertes ironisches Bekenntnis, ein glücklicher Positivist zu sein – das im konkreten Zusammenhang einen vorangegangenen vernichtenden Vorwurf von Simone de Beauvoir gegen seine Arbeiten ins Gegenteil verkehrt – vollzieht eine Wendung nach, welche Auguste Comte (1974) bereits mehr als ein Jahrhundert zuvor für die Soziologie reklamierte, nämlich »positive Philosophie« zu sein, d.h. sich wissenschaftlich am weltlich Gegebenen statt am Spekulativen oder Religiösen auszurichten. Genau das hatte auch Friedrich Nietzsche im späten 19. Jahrhundert als überfällige Aufgabe an die Philosophie adressiert.

Sich auf das »positiv Gegebene«, die Welt des »Tatsächlichen« einzulassen, kann durchaus unterschiedlich umgesetzt werden. Der sozialwissenschaftliche Positivismus, wie er von der Sozialphysik und Statistik eines Adolphe Quetelet über einige Protagonisten des im deutschsprachigen Raum ausgetragenen Positivismusstreits bis in die Praxis großer Teile der gegenwärtigen empirischen Sozialforschung hineinreicht, folgt einer Logik der Repräsentation im Sinne der Abbildbarkeit bzw. Messbarkeit der (sozialen) Welt und der gegebenen »sozialen Tatsachen« (Emile Durkheim), auch wenn das in reflektierten Erkenntnistheorien dieser Wissenschaftspraxis durchaus selbst als Konstruktionsprozess verstanden wird.

Eine anders ansetzende Bezugnahme auf das Gegebene erfolgt in Max Webers Konzeption der Sozialwissenschaften als »Wirklichkeitswissenschaft«. Dabei liefert weniger die Philosophie als vielmehr eine in politisch-parteiischen Standpunkten verankerte Wissenschaft, die nur sieht, was sie sehen will, oder die ohne jede Analyse schon weiß, »was der Fall ist«, das negative Gegenmodell, von dem es sich abzusetzen gelte. Weber schrieb in seinem Aufsatz zur »Objektivität sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse« im

Jahre 1904: »Nicht die ›sachlichen‹ Zusammenhänge der ›Dinge‹, sondern die *gedanklichen* Zusammenhänge der *Probleme* liegen den Arbeitsgebieten der Wissenschaften zugrunde« (Weber 1980, S. 166; Hervorh. im Original).

Sozialwissenschaftliche Analyse ist in diesem Verständnis per se ein Prozess der Konstruktion und Analyse von wissenschaftlich formulierten Problemen, der nicht aus der immanenten Logik eines wissenschaftsexternen Phänomens resultiert, sondern aus spezifischen Forschungsinteressen. Der US-amerikanische pragmatistische Philosoph John Dewey sah dies ganz ähnlich: »The name ›objects‹ will be reserved for subject-matter so far as it has been produced and ordered in settled form by means of inquiry; proleptically, objects are objectives of inquiry« (Dewey 1938, S. 120). »Rekonstruktion« ist dann für Dewey die Arbeit der Schaffung von Analyseinstrument und Objekt im Prozess der Forschung:

»Reconstruction can be nothing less than the work of developing, of forming, of producing (in the literal sense of the word) the intellectual instrumentalities which will progressively direct inquiry into the deeply and inclusively human — that is to say, moral — facts of the present scene and situation.« (Dewey 1948, S. xxvii)

»Objekt« bezeichnet einen Gegenstand, der durch die Forschung spezifisch hervorgebracht und geordnet wird, damit er beforscht werden kann. Es kann begründet vermutet werden, dass Michel Foucault mit den Positionen von Weber und Dewey vertraut war, wenn auch vielleicht mit letzterem erst ab Mitte bis Ende der 1960er Jahre.¹ Wenn Foucault seine allgemeinen Forschungsinteressen dahingehend formuliert, dass er sich für die Analyse von »Problematierungen« – im Sinne der in der gesellschaftlichen Praxis vorfindlichen Auseinandersetzungen über Veränderungen in Praxisfeldern – interessiere oder beschreibt, eine durch Beobachtung feststellbare Diskontinuität seit nichts anderes als die Stellung eines Problems für die Forschung (vgl. Keller 2008, S. 61 f.), dann scheint er an solche Positionen anzuknüpfen – und auch an die französische historische Annales-Schule. Deren Begründer forderten etwa zeitgleich zu Weber eine problemorientierte, d.h. sich auf spezifische Fragestellungen konzentrierende Geschichte, die Gegenwartsanalysen mit berücksichtigen sollte (Raphael 2003, S. 101). Gegen die auf seine Arbeiten gerichtete Kritik, sie erfassten die Gesamtheit einer historischen Epoche nur unzurei-

1 Die historische Foucault-Forschung wird, wenn sie sich mit seinen mehrtausendseitigen Notizblättern befasst, die nunmehr in der französischen Bibliothèque Nationale in Paris zugänglich sind, dafür vermutlich Belege finden. Bsp. zeigt die Bebilderung der darauf bezogenen Schwerpunktausgabe des französischen *Le Magazine Littéraire* – Nr. 540 vom Februar 2014, Titel des Schwerpunktes: *Foucault Inédit* – Foucaults Notizen zu einem Text des deutschen Soziologen Georg Simmel über Friedrich Nietzsche. Simmel hatte mehrfach über Nietzsche geschrieben und vorgetragen, die genaue Referenz ist in der Abbildung von Foucaults Notizen nicht erkennbar. Diese nun dokumentierte Lektüre-Referenz taucht in Foucaults Veröffentlichungen nirgendwo auf. Auxier (2002) argumentiert sehr überzeugend, dass Foucault gegen Ende der 1960er Jahre Zugang zu den französischen Übersetzungsarbeiten der Hauptwerke Deweys hatte. Damit kann die pragmatistische Wende in Foucaults Werk nach der »Archäologie des Wissens« kaum überraschen (vgl. auch das Schwerpunktheft der *Foucault Studies* zu »Foucault und der Pragmatismus« von 2011).

chend, wendete er ein, dass er eben problembezogen arbeite: Daten und Analyseprozesse richten sich nicht an einem vorgegebenen Gegenstand, sondern an einer Problemstellung, einem bearbeiteten Problem aus:

»In der ›Histoire de la folie‹ [Wahnsinn und Gesellschaft, Anm. R.K.] ging es darum herauszubekommen, wie und warum der Wahnsinn zu einem gegebenen Zeitpunkt durch eine bestimmte institutionelle Praxis und einen bestimmten Erkenntnisapparat problematisiert wurde. Und so ging es auch in ›Surveiller et Punir‹ [Überwachen und Strafen, Anm. R.K.] darum, die Veränderungen in der Problematisierung der Beziehungen zwischen Delinquenz und Strafe durch die Strafpraktiken und die Institutionen der Strafverfolgung am Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu analysieren.« (Foucault 2005a, S. 825 f.)

Und im berühmten Aufsatz »Was ist Aufklärung?« heißt es:

»Die Untersuchung der Problematisierungen (ihrer Modi, das heißt von dem, was weder anthropologische Konstante noch chronologische Variation ist) ist also die Art und Weise, wie man Fragen von allgemeiner Bedeutung in ihrer historisch einzigartigen Form analysiert.« (Foucault 2005b, S. 706)

Diese Vorgehensweise richtet sich auf alles, was im Zusammenhang einer Problem-Stellung wichtig sein könnte. Sie müsse sich, so Foucault, notwendig heuristischer Vorannahmen – etwa der Orientierung an bekannten Themen oder Ereignissen – bedienen, um ein Datenkorpus zu erstellen. Sie müsse aber gleichzeitig in der Lage sein, diese Heuristik revidieren und modifizieren zu können, wo sie sich als Sackgasse entpuppt:

»In dem weitaus verschwommeneren Bereich, den ich untersuche, ist das Korpus in einem gewissen Sinne unbestimmt: Es wird einem niemals gelingen, die Gesamtheit der über den Wahnsinn gehaltenen Diskurse zu bilden, selbst wenn man sich auf einen gegebenen Zeitabschnitt und ein gegebenes Land beschränkt. Für das Gefängnis hätte es keinen Sinn, sich auf die über das Gefängnis geführten Diskurse zu beschränken. Denn es gibt gleichermaßen die Diskurse, die aus dem Gefängnis stammen, die Entscheidungen und die Reglementierungen, die konstitutive Elemente des Gefängnisses sind, und das eigentliche Funktionieren des Gefängnisses [...] Alles das muss sowohl gesammelt, als auch zum Erscheinen gebracht werden.« (Foucault 2002a, S. 914 f.)

Foucault zielt nicht auf die vollständige Fallanalyse eines ausgewählten und eng umrissenen, historischen Forschungsgegenstandes in dem Sinne, dass er die tatsächlichen, in einem gegebenen historischen Moment, an einem konkreten historischen Ort in einer Gesellschaft vorfindbaren Umgangsweisen mit »den Wahnsinnigen« komplett so erfassen wollte, wie sie damals existierten. Auf entsprechende Lücken, übersehene Phänomene und Fehleinschätzungen in seinen Studien haben Historiker wiederholt aufmerksam ge-

macht (vgl. Perrot 1980; Foucault 2005c; Brieler 1998). Foucaults Replik lautete ganz im Sinne Webers, dass es ihm niemals um abbildende Vollständigkeit der historischen Analyse gegangen sei, sondern eben um die Bearbeitung spezifischer (theoretischer) Fragen oder Probleme durch die Analyse empirischer Daten:

»Wer eine Periode oder zumindest eine Institution im Verlaufe einer Periode untersuchen möchte, für den sind unter anderem zwei Regeln unbedingt erforderlich: die erschöpfende Behandlung des gesamten Materials und eine angemessene chronologische Einteilung der Untersuchung. Wer hingegen ein Problem untersuchen will, das zu einem bestimmten Zeitpunkt auftrat, muss anderen Regeln folgen: Auswahl des Materials nach Maßgabe der Gegebenheiten des Problems; Fokussierung der Analyse auf diejenigen Elemente, die zu seiner Lösung geeignet erscheinen; Herausarbeiten von Verbindungen, die diese Lösung möglich machen. Und somit Gleichgültigkeit gegenüber der Forderung, alles zu sagen, und sei es auch nur, um die Jury der versammelten Spezialisten zufrieden zu stellen.« (Foucault 2005c, S. 16 f.)

Die hier nur kursorisch eingeführten Positionierungen zu einer problemorientierten Sozial- bzw. Diskursforschung verweisen also zunächst auf den Konstruktionscharakter des sozialwissenschaftlichen Vorgehens: Es wählt seine Problemstellung und damit seinen Gegenstand in spezifischer Weise. Das ist nicht mit der kompletten freien oder willkürlichen Erfindung des Gegenstandes zu verwechseln. Vielmehr muss der Konstruktionsprozess, solange er sich empirische Forschung nennen will, entsprechende Phänomenreferenzen vereinnahmen. Im vorangehenden Zitat wird dies daran deutlich, dass bspw. die Materialauswahl den »Gegebenheiten des Problems« folgen muss. Von Konstruktion zu sprechen, impliziert nicht eine völlige Freiheit, Willkür oder Kontingenz des entsprechenden Analyseprozesses. Er orientiert sich zwar nicht an der »natürlichen« und »vorgefundenen« Gestalt von Forschungsobjekten, sondern nimmt diese immer nach Maßgabe seiner Fragen und Werkzeuge in den Blick, und kommt doch ohne Referenz auf diese externen Gegenstände und deren »Qualitäten« nicht aus. Damit stellt sich ihm die Frage des Verhältnisses von Beobachtungen erster Ordnung (im Gegenstandsbereich) und Beobachtungen zweiter Ordnung (nach Maßgabe der sozialwissenschaftlichen Problemstellung), die Niklas Luhmann in die Formulierung »Wie beobachten Beobachter?« kleidete. Alfred Schütz hatte eine ähnliche Unterscheidung vor längerer Zeit anhand der unterschiedlichen Relevanz- und Arbeitsbedingungen der wissenschaftlichen Analyse im Unterschied zur pragmatisch motivierten Deutungs- und Handlungsrelevanz der untersuchten Handlungsebene getroffen. Diskursforschung analysiert ein konstruiertes reales Objekt, das sie als Diskurs bzw. Diskurse beobachtet, nach Maßgabe eigener Fragestellung. Sie kann damit scheitern, insofern sich eine Objektkonstruktion als widerständig und nicht so beobachtbar erweisen kann. Die Nützlichkeit und Produktivität ihrer Heuristik zeigt sich in dem Maße, wie dadurch der beobachtete Gegenstand in einer Weise neu beschrieben werden kann, die sich von seinen Selbstbeschreibungen unterscheidet. Diskursforschung unternimmt folglich in ihrem rekonstruktiven Arbeitsprozess eine analytische Ordnung und Konstruktion von Diskursen, die sich von deren ei-

gensinniger Ordnung im Feld durch den Konstruktcharakter der Problemstellung unterscheidet, und sich dennoch an deren phänomenaler Widerständigkeit bzw. Eigensinnigkeit reibt.

Jede sozialwissenschaftliche Forschung, vielleicht mit Ausnahme derjenigen, die sich ausschließlich politisch als Voice-GeberIn für unterdrückte Stimmen begreift und entsprechend in ihrer Eigenständigkeit zurücknimmt, vollzieht dabei im Rahmen ihrer Konstruktions- und Analyseprozesse einen epistemologischen Bruch, d.h. sie löst sich von den Selbst-Verständlichkeiten der Gegenstandsebene erster Ordnung. Dazu bedarf es nicht notwendig umfangreicher statistischer Messapparate oder soziologischer Großtheorien. Auch die Verfremdung nach Maßgabe der erwähnten Stellung von Problemen leistet durch die daran gekoppelte Frage-, Such- und Analyseheuristik die analytische Distanzbildung. Dabei spielt es eine eminent wichtige Rolle, was Diskursforschung in ihrer Problemformulierung vorgibt. Je stärker sie in ihrer theoretischen Ausarbeitung eine allgemeine prä-stabilisierte Theorie des Funktionierens von Diskursprozessen konzipiert, desto eher läuft sie Gefahr, in ihrer Forschung auf das Wiederauffinden der theoretischen Vorannahmen in ihrem Gegenstandsbereich hinauszulaufen. Je stärker sie sich als offene, heuristisch differenzierte Verfolgung von Problematisierungen im Sinne Foucaults begreift, desto eher wird sie in der Lage sein, neue Erfahrungen zu generieren – nicht zuletzt auch für die Forschenden selbst:

»Eine Erfahrung ist etwas, aus dem man verändert hervorgeht. Wenn ich ein Buch schreiben sollte, um das mitzuteilen, was ich schon gedacht habe, ehe ich es zu schreiben begann, hätte ich niemals die Courage, es in Angriff zu nehmen. Ich schreibe nur, weil ich noch nicht genau weiß, was ich von dem halten soll, was mich so sehr beschäftigt. So dass das Buch ebenso mich verändert wie das was ich denke. [...] Ich bin ein Experimentator und kein Theoretiker. Als Theoretiker bezeichne ich jemanden, der ein allgemeines System errichtet, sei es ein deduktives oder ein analytisches, und es immer in der gleichen Weise auf unterschiedliche Bereiche anwendet. Das ist nicht mein Fall. Ich bin ein Experimentator in dem Sinne, dass ich schreibe, um mich selbst zu verändern und nicht mehr dasselbe zu denken wie zuvor.« (Foucault 1996, S. 24)

Diskursive Konstruktion von Wirklichkeit und sozialkonstruktivistischer Realismus

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA) ist von Beginn an in doppelter Weise positioniert: Zum einen als ein rekonstruktives Unterfangen, das sich auf Diskurse, diskursive Formationen, diskursive Konflikte und Dispositive als seinen Gegenstandsbezug bezieht; zum anderen als ein Diskurs über Diskurse, d.h. als ein selbstreflexives Unternehmen der Wissensproduktion, das sich seiner eigenen partikularen Konstruktions- oder Erzählarbeit, der Produktion des »situiereten Wissens« (Donna Haraway) sehr wohl bewusst ist und durch verschiedene Strategien methodischer Transparenzerzeugung darauf zielt, dies auch offen darzulegen. So wie die Wissenssoziologie nicht nur die Stand-

ortgebundenheit und soziale bzw. kommunikative Konstruktion von Wissen untersucht, sondern selbst ein Prozess der standortbezogenen sozialen und kommunikativen Konstruktion von Wissen ist, so führt auch die wissenssoziologische Diskursforschung in ihren unterschiedlichen Anwendungen selbst einen bzw. zahlreiche Diskurse über Diskurse, die sich nach den Regeln der jeweiligen wissenschaftlichen Disziplinen ausrichten.²

Was impliziert die Idee der »Rekonstruktion«? Zunächst und vor allem den Bezug auf einen empirischen Gegenstand (Diskurse) und dessen Entfaltung sowie Wirkung im Sozialen, in Zeit und Raum, auf das, was Angelika Pöferl (2004) als »diskursive Konstruktion von Wirklichkeit« bezeichnet hat. Ein rekonstruktiver Ansatz muss unterstellen, dass es Diskurse als etwas zu Rekonstruierendes gibt bzw. vorsichtiger formuliert, dass eine solche Konzeptualisierung von Frage- bzw. Problemstellungen Sinn macht. Er beinhaltet die unverzichtbare Unterstellung von »Realität« in dreifacher Hinsicht: der Realität der Diskurse, der Realität ihrer Wirklichkeitseffekte, der Realität der Diskursforschung. Keine dieser Annahme führt logisch notwendig zu einer Haltung des Essentialismus. Anzunehmen, dass es Realität als spezifisch formierte Wirklichkeit gibt, und dass sie untersuchbar ist, führt nicht zu dem Argument, dass sie ohne Instrumentarien der Erkenntnis unmittelbar in ihrem An sich sein zugänglich sei, oder dass damit ihrem Wesen nachzuspüren wäre, ihre Eigentlichkeit oder Essenz ermittelt werden können oder sie dadurch verdinglicht würde. Wie es die interessierende Realität der Diskursforschung (also Diskurse) gibt, und wie sie im Rahmen empirischer Diskursforschung rekonstruiert werden kann, soll weiter unten diskutiert werden. Um empirische Forschung, also um Auseinandersetzung mit etwas, das nicht Diskursforschung oder wissenschaftliche Ideenproduktion selbst ist, handelt es sich jedenfalls dann, wenn dieser Gegenstand seinerseits die Möglichkeiten seiner Rekonstruktion beeinflussen, beschränken kann. Rekonstruktive Diskursforschung reifiziert ihre Gegenstände keineswegs, sondern ent- oder de-objektiviert sie, macht sie also ganz im Gegenteil gerade durch den Prozess der Rekonstruktion zu Anliegen von allgemeinem Belang (»matters of concern« im Sinne von Bruno Latour). Sie kann dazu beitragen, die »Handlungsmöglichkeiten von Gesellschaften zu erweitern« (Hans-Georg Soeffner, mit Bezug auf die Wissenssoziologie).

Diskursforschung auf die Alternative von Dekonstruktion oder Reifizierung einzustellen, erscheint deswegen verkürzt. Der angesprochene Moment der Rekonstruktionsarbeit enthält unabdingbar Momente der Dekonstruktion, verstanden als Zerlegung oder Aufschließen von Daten, und deren anschließende Wieder-Zusammensetzung entlang der verfolgten Fragestellungen und mithilfe der zuhandenen heuristischen Werkzeuge. Doch hat dies, zumindest wenn man in Foucaultschen Fußstapfen bleiben will, nichts mit dem emphatischen Begriff der Dekonstruktion zu tun, den Jacques Derrida vorgeschlagen hatte. Emphatische Dekonstruktion als kritisches Projekt zielt auf politische Intervention durch den Nachweis von Diskurs- oder Textinkonsistenzen. Freudig ruft sie aus, was niemand sieht: »Ja, der Kaiser trägt gar keine Kleider, er ist nackt«. Genealogische Rekonstruktion will jedoch wissen, warum, durch welche Mechanismen, mit welchen Folgen es dem Kaiser gelingt, seine Nacktheit zu verbergen. In einer ironischen

2 Vgl. zur Methodologie der WDA u.a. Keller (2011, S. 268-277).

Volte gegen Derrida berichtet Umberto Eco (1999) von einem Einladungsbrief zu einem Vortrag am Collège de France, den er von ersterem erhalten habe. Statt nun, wie Derrida nahelege, die unendlichen Sinnmöglichkeiten des Briefes zu explorieren, sagte Eco einfach zu und fuhr nach Paris. Diese Anekdote verweist darauf, dass Texte bzw. diskursive Ereignisse und Diskursfragmente im Alltagsgebrauch pragmatisch-konventionalisiert funktionieren. Rekonstruktion im Anschluss an Foucaults genealogische Kritik richtet sich deswegen zunächst an der Frage aus, inwiefern trotz Inkonsistenzen Realitäten und Realitätseffekte (Machtwirkungen) von diskursiven und dispositiven Prozessen beobachtet werden können. Das damit verbundene kritikfähige Nachzeichnen der sozialen Konstruiertheit und Kontingenz diskursiver Wissensproduktion und Wirklichkeitskonstruktion kann nicht beliebig agieren, sondern erfasst Dimensionen und Elemente seines Phänomenbereichs nach Maßgabe seiner Denk- und Analysewerkzeuge. Es schließt weder vom »wirklichen« Sein der Phänomene auf deren »Sollen« (was Aussagen, Sprechende, Praktiken und Materialitäten betrifft), noch behauptet es die Zwangsläufigkeit der beobachteten Prozesse in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es handelt sich um das Gegenteil von Reifizierung: die Überführung in Verfügbarkeit.

(Re)Konstruktivismus bedeutet keine Flucht aus der Wirklichkeit und ihrer mitunter schmerzlichen Materialität – vielmehr ist der Konstruktivismus ein Realismus! Diskurse sind zunächst ja tatsächlich stattfindende Sprachhandlungen und Kommunikationsprozesse, die (bestreitbare) Aussagen und Wissensbestände prozessieren. Die konkrete Existenz der Diskurse und Dispositive wird also vorausgesetzt – keineswegs bestritten. Die involvierten Akteure greifen auf unterschiedliche Ressourcen – rhetorische Mittel, Kapitalien, institutionelle Mechanismen u.a. – zurück und sind in praktisch-symbolische Kämpfe um die Legitimität bzw. die Geltungsansprüche ihrer Beiträge bemüht. Wissenssoziologischer bzw. »Kommunikativer Konstruktivismus« (Keller/Knoblauch/Reichertz 2013) beinhaltet als Grundhaltung eines diskurstheoretischen und -analytischen Programms, die Analyse auf die gesellschaftliche Herstellung der »Ordnung der Dinge« (Foucault 1974) als Wissensverhältnisse und im Medium der diskursiven Wissenspolitiken zu richten, also die Kontingenz der symbolischen Ordnung zum Ausgangspunkt der Fragen nach denjenigen Prozessen zu machen, die sie in vorübergehend fixierte Kristallisationen und Strukturzusammenhänge transformiert.

Realistisch ist eine Wissenssoziologische Diskursanalyse insoweit, wie sie dem Realismus der pragmatistischen Tradition anhängt. Dieser Realismus findet sich auch in der »Gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit« (Berger/Luckmann 1980). Dort werden die Prozesse analysiert, die gesellschaftliche Wirklichkeit objektivieren und dadurch herstellen, also im Sinne Durkheims zu einer sozialen Tatsache machen, die uns dann unabhängig von unserem Wünschen und Wollen gegenübertritt. Institutionen sind dafür ein ausgezeichnetes Beispiel: Während in der diskursiven Selbstdeutung von christlichen Religionen die heterosexuelle Ehe ein von Gott gestiftetes Modell des Zusammenlebens darstellt, das nicht aus menschlicher Verfügungskraft heraus entstanden ist, kann doch die soziologische Analyse die soziale Genese und Genealogie dieses Musters bzw. dieser Normierung des Zusammenseins nachzeichnen. Doch ob sie nun religiösem oder sozialem Ursprung zugerechnet wird, beides enthebt die Institution der (heterosexuellen) Ehe

nicht ihrer Wirkungsmacht als normierendes Beziehungs- und Interaktionsmodell in vielen Gesellschaften – ein Modell, das Wirklichkeitseffekte unterschiedlichster Art unabhängig vom Willen der Einzelnen erzeugt. Sozialisationsprozesse verankern die Passung der objektivierten Wirklichkeiten in den handelnden Individuen und sorgen für ihre Akzeptanz. Ob dies »gelingt« oder nicht – die Objektivation tritt als sozialer Widerstand in Erscheinung, der Handeln bzw. Interaktionen ausrichtet bzw. Neuausrichtungen anregen kann – ganz so wie das Ereignis oder die Problemsituation, die das Handeln im Sinne des pragmatistischen Modells (Handeln als Problemlösung) herausfordert.

Ein solcher Realismus sollte nicht mit wissenschaftlichem Repräsentationalismus oder Abbilddenken verwechselt werden. Er verzichtet auf die Annahme, dass Sprache dem Wesen der Dinge entspricht oder dass die eindeutige Abbildung der sozialen oder natürlichen Realität »da draußen« ein zu verfolgendes wissenschaftliches Programm sein könnte und solle. Er unterstellt aber sehr wohl, dass Benennungen, Bedeutungszuschreibungen, Aussagen über die Faktizität von Tatsachen – das schließt die symbolischen Ordnungsprozesse in Diskursen mit ein – unterschiedlichsten Evidenz- und Konsistenzprüfungen unterliegen und sich praktisch-pragmatisch bewähren können und müssen. Es kann also nicht alles über alles in beliebiger Weise und handlungspraktisch erfolgreich gesagt und getan werden, auch dann nicht, wenn das eingangs skizzierte Webersche Verständnis des wissenschaftlichen Vorgehens zugrunde gelegt wird. »Daten« konstituieren mithin die Grenzen der Interpretation – sie funktionieren als Widerstand der Rekonstruktionsarbeit, weil sie nicht in beliebiger Weise als Belege für die Aussagen der Diskursforschung herangezogen werden können. In diesem Sinne ließe sich von Ko-Konstruktion sprechen, wenngleich das eine sehr metaphorische Rede wäre: Metaphorisch gesprochen konstruieren unsere Daten die Ergebnisse mit. Das zwingt jedoch nicht dazu, diesen Prozess als symmetrischen Konstruktionsprozess zu begreifen oder begreifen zu müssen. Schon Nietzsche wies emphatisch darauf hin, dass die Benennung eine der Formen der Gewalt sei, die wir den Dingen antun. Benennung ist freilich auch eine der Formen, mit denen wir ihre Existenz und Entfaltung ermöglichen. Auf Benennungen zu verzichten, wäre eine soziale Unmöglichkeit. Das bedeutet nicht, dass alle Benennungen gleich legitim, gleich erfolgreich, gleich folgenreich sind.

Performativität

Schließt man an Michel Foucaults Diskursdefinition in der »Archäologie des Wissens« an – die bekanntlich formuliert, es handle sich dabei um Praktiken, welche die Gegenstände hervorbringen, von denen sie sprechen – dann ist die Idee der Performativität des Diskursiven sicher mit enthalten. Und mehr als das: gerade wegen dieser Performativität sollten die Dimensionen, Mechanismen, Formen und Folgen der diskursiven Hervorbringung ja untersucht werden. So wie der Gegenstand »Diskurse« also Wissen, Praktiken, Gegenstände hervorbringt, so bringt auch die Diskursforschung als Diskurs über Diskurse Gegenstände hervor, eben spezifisch perspektivierte Diskurse. Und sie unterliegt ihrerseits als Diskursprozess Ordnungen. Das hatte schon Alfred Schütz bspw. für

die Mathematik so benannt. So schreibt er Mitte der 1940er Jahre in seinen Ausführungen über die »Welt der wissenschaftlichen Theorie« im Hinblick auf das Eintauchen eines Newcomers in ein spezifisches wissenschaftliches Diskursuniversum bezüglich der dort existierenden Zwänge und Disziplinierungen:

»All this, however, does not mean that the decision of the scientist in stating the problem is an arbitrary one or that he has the same »freedom of discretion« in choosing and solving his problems which the phantasying self has in filling out its anticipations. This is by no means the case. Of course, the theoretical thinker may choose at his discretion, only determined by an inclination rooted in his intimate personality, the scientific field in which he wants to take interest and possibly also the level (in general) upon which he wants to carry on his investigation. But as soon as he has made up his mind in this respect, the scientist enters a preconstituted world of scientific contemplation handed down to him by the historical tradition of his science. Henceforth, he will participate in a universe of discourse embracing the results obtained by others, methods worked out by others. This theoretical universe of the special science is itself a finite province of meaning, having its peculiar cognitive style with peculiar implications and horizons to be explicated. The regulative principle of constitution of such a province of meaning, called a special branch of science, can be formulated as follows: Any problem emerging within the scientific field has to partake of the universal style of this field and has to be compatible with the preconstituted problems and their solution by either accepting or refuting them. Thus the latitude for the discretion of the scientist in stating the problem is in fact a very small one.« (Schütz 1973, S. 250)

Diskursforschungen nehmen Beobachtungsperspektiven auf andere Diskurse ein, deren Resultate sich über methodisch kontrollierte Zugangsweisen begründen müssen, sofern sie sich der Auseinandersetzung über ihre Berechtigung und ihren Erkenntniswert im Prozess der weiteren wissenschaftlichen Auseinandersetzungen stellen wollen. Sie sind – in den Worten von Howard S. Becker (2007) – wie die Soziologie insgesamt eine Form des Erzählens über Gesellschaft. Sie stehen in diesem Geschichtenerzählen neben anderen Gattungen, etwa der Photographie, dem Film, dem Roman, der Musik, oder auch der Statistik. Innerhalb der Diskursforschung lassen sich unterschiedliche Subgattungen des Erzählens ausmachen. Keine dieser Erzählungen kann für sich beanspruchen, die einzig mögliche Wahrheit auszusagen. Sie bieten Perspektivierungen, und als solche sind sie relativ und partiell. Schon George Herbert Mead (1969) sprach ja davon, dass die einzig bestimmbare Realität die Realität der Perspektiven sei. Jan van Maanen (2011) hat dies sehr instruktiv für die ethnographische Forschung beschrieben: Sie baue auf einem großen Variantenreichtum möglicher Grund-Stories auf, etwa derjenigen einer sozialpolitisch engagierten, einer feministischen oder einer schlicht »neugierigen« Haltung der Ethnographin oder des Ethnographen.

In den verschiedenen Erzählgattungen sind vergleichbare Probleme zu lösen. So muss unweigerlich eine Selektion von Inhalten erfolgen. Hinzu kommt die Übersetzung

dessen, was erzählt werden soll, in die Konventionen und Standardmuster der jeweiligen Gattung. Zudem ist es notwendig, die Elemente der Darstellung in besonderer Weise zu arrangieren, etwa im Sinne einer Gliederung nach Themenaufriß, Fragestellung, Bearbeitung und Schlussfolgerung, oder, in fiktionalen Texten, in die Einführung der Personen, die Entfaltung der Handlungsstränge, die Dramaturgie des Geschehens und den mehr oder weniger krönenden Abschluss. Becker zählt die Soziologie zu den »produzentenbasierten« Erzählungen. Die Hereinnahme der Wirklichkeit außerhalb ihrer selbst erfolgt darin in der Form von Argumenten. Diese Argumente wollen von der »Angemessenheit« des Gesagten überzeugen und die Einwendungsmöglichkeiten der Adressaten geringhalten. Das kann, muss aber nicht gelingen. Das Publikum vergibt die »Likes«.

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse schließt in ihrer Theorie, begrifflichen Heuristik und Methodologie an eine u.a. von Jo Reichertz formulierte Position an:

»Eine reflexiv gewordene Wissenssoziologie ist ein gutes Gegengift gegen gedankenlosen Empirismus, theorieleoses Forschen und Meßinstrumentengläubigkeit. Sie ist jedoch keinesfalls ein Vorwand oder gar eine theoretische Begründung für methodische und methodologische Beliebigkeit. [...] Denn es ist keineswegs gesagt, daß mit der Unhintergebarkeit der Perspektivität von Erkenntnis der Weg für wohlformulierte Beliebigkeit eröffnet ist. Diesseits dieser fruchtlosen Alternative von »Alles-oder-Nichts« erstreckt sich eine weite Region von Aussagen, die weder völlig gültig noch völlig ungültig sind, und die man durchaus als »besser« oder »schlechter« einordnen kann. Denn (wie Geertz bemerkt) aus der Tatsache, daß man in Krankenhäusern keine völlig keimfreien Umgebungen herstellen kann, folgt gerade nicht, daß man Operationen genauso gut auch in Kloaken vornehmen kann.« (Reichertz 1999, S. 327 f.)

Als Unternehmen der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung orientiert sich die WDA an mehreren Leitideen, die sich im Rekurs auf Reichertz wie folgt zusammenfassen lassen:

- Die von ihr getroffenen Aussagen über einen Untersuchungsgegenstand müssen begründet werden (können).
- Die Aussagen sind im Hinblick auf ihre Angemessenheit kritisierbar (nicht nach moralischen Maßstäben, sondern im Hinblick auf die unerreichbare Leitdifferenz von wahr und falsch bzw. deren Variationen, etwa in Gestalt überzeugender Begründung und nicht überzeugender Begründung).
- Verfolgt wird eine Haltung des methodischen Zweifels und der Ernsthaftigkeit in der Bearbeitung der Forschungsfragen.
- Sie unterstellt, dass soziale Akteure (einschließlich der Diskursforschenden) keine Marionetten der Diskurse sind, sondern aktiv Handelnde und Interagierende, die Situationsdeutungen vornehmen und sich daran orientieren.

- Sie zielt auf die Rekonstruktion von typisierbarem und typisiertem sozialem Sinn auf der Grundlage von »natürlichen« oder erzeugten Daten (nicht auf der Grundlage von Intentionen oder »Wissen im Kopf«).
- Sie generiert nach Maßgabe ihrer Problemstellungen neue Deutungen von Diskursprozessen und speist diese in die Erzählungen und Wissensverhältnisse einer Gesellschaft ein.

Die Kriterien der Beurteilung von Evidenzen, Bewährungen, Inkonsistenzen sind ihrerseits Teil von Diskursen – in diesem Sinne gibt es kein Entkommen aus dem Netz der Bedeutungen. Wie gibt es dann also solche Diskurse? Als Erfindung? Als vorgegebene Einheit? Die darauf zu gebende resümierende Antwort lautet nicht *sowohl als auch*, sondern *weder noch*. »Diskurs« ist zunächst im Sinne von Weber eine Problemstellung, eine Hypothese für den Zusammenhang von sozial, zeitlich und räumlich verstreuten Äußerungen, eine Annahme, die sich auf Strukturgleichheiten oder zumindest Strukturähnlichkeiten bezieht, sowohl was Äußerungsformen wie auch Äußerungsinhalte, deren Voraussetzungen, Erscheinungsformen und Folgen betrifft. Deswegen muss die Diskursforschung unweigerlich ihren Gegenstand konstruieren, zusammentragen, und dabei begründet Selektionen vornehmen. Diskurse liegen nicht auf dem Tisch, wie ein Kuchen, dessen in Deutungstypen sedimentierte situierte Materialität und Abgrenzungen »auf den ersten Blick« zu sehen sind. Der Aufbau eines Datenkorpus ist, neben Fragestellungen, begrifflichen Werkzeugen und analytischen Vorgehensweisen, Teil der Konstruktionsarbeit, welche die Diskursanalyse leisten muss. Gleichwohl engen dann diese Daten die Spielräume der Interpretation ein, sie fungieren als Widerstand für die dazu formulierbaren Aussagen, und sie können sich als »Fehlgriff« erweisen.

Zugleich sollten wir aus heuristischen und wissenschaftspolitischen Gründen davon ausgehen, dass es Diskurse gibt, d.h. dass ihre Existenz nicht nur eine Funktion unserer situierten Konstruktion ist. Sonst würde die Rede von diskursiven Formationen, Regeln und Ressourcen der Diskursproduktion wenig Sinn ergeben. Diskurse existieren und wirken also, ganz so wie Institutionen, Klassen und Familien. Vielleicht weckt das in dieser Aufzählung zuletzt genannte Beispiel Erstaunen. Doch warum eigentlich? Sicherlich, die Familienforschung ist nicht in der Verlegenheit, nachzuweisen, dass es Familien gibt – dazu sind der Begriff und die damit verbundenen Deutungshorizonte allzu sehr im Alltagswissen unserer Kulturen verankert. Doch wie ist es darum »tatsächlich« bestellt? Gibt es nicht allenfalls Anhäufungen von singulären Zellklumpen, die sich in räumlicher Nähe zueinander befinden, und die wir dann aus Konvention Familie nennen? Und enthält schon diese letzte Aussage nicht unzählige typisierende Annahmen, welche Phänomene in die Existenz überführen? Aber ist das nicht die Grundbedingung des menschlichen Weltverhältnisses – Phänomene durch Benennung in die Welt zu nehmen? Vielleicht sollte auch die Diskursforschung die Frage nach der »Wirklichkeit der Existenz von Diskursen« den erkenntnistheoretischen Debatten überlassen und sich pragmatisch darauf konzentrieren, mit ihrem Analyseinstrumentarium Interessantes zu Tage zu fördern.

Anders als es der naive Realismus der Akteur-Netzwerk-Theorie fordert, kann es nützlich sein, die sozialwissenschaftlichen Objekte (Diskurse, Institutionen, Klassen,

Schichten...) nicht einfach über Bord zu werfen, sondern sie als real wirksame Größen anzusehen, die in dem Sinne Effekte hervorrufen, wie das William und Dorothy Thomas (1928) in ihrem berühmten Theorem formulierten: Wenn Menschen eine Situation als real definieren, ist sie real in ihren Folgen. Übertragen auf Institutionen: Wenn Menschen das Regelwerk und die Rollenvorgaben einer Institution als real wirksam bestimmen, dann hat sie diese Wirksamkeit. Und vergleichbar für Diskurse: Wenn Menschen in ihrem Sagen und Tun Diskurse als wirksam bestimmen, dann haben sie diese Wirksamkeit und Existenz. Das impliziert nicht, dass es sich um einen reflektierten, bewusst kontrollierten Prozess handelt. So wie das Sprechen einer allgemeinen Sprache ist auch das Sprechen in einem Diskurs und aus ihm heraus ein häufig quasiautomatischer Prozess, der entsprechend sozialisierte SprecherInnen nicht lange zum Überlegen zwingt, wenn wir von Sondersituationen, etwa dem Wechsel in eine andere Sprache, in ein anderes Diskursuniversum absehen. In diesem Sinne instruieren Diskurse unsere Äußerungspraxis ebenso wie diejenige der Gegenstandsfelder, mit denen wir uns ausschnittsweise im eingangs erwähnten Sinne Webers beschäftigen. Auch das lässt sich mit Schütz bilanzieren. In Bezug auf die Möglichkeit wissenschaftlicher Theoriebildung führte er aus: »Theorizing [...] is, first, possible only within a universe of discourse that is pregiven to the scientist as the outcome of other people's theorizing acts« (Schütz 1973, S. 256).

Wie verhält es sich nun mit der Frage der Performativität der Diskursforschung selbst? Zunächst stellt der Diskurs der Diskursforschung diese her, in je spezifischer und unterschiedlicher Gestalt. Dann stellt er den Gegenstand her, von dem er handelt, ebenfalls in spezifischer Weise. Ob dieser letzte Herstellungsprozess Rückwirkungen auf den Gegenstandsbereich zeigt, von dem er handelt, ist jedoch eine wissenschaftlich weitgehend unbeeinflussbare Größe. Es lässt sich schwerlich behaupten, dass Foucaults Analyse der »Ordnung der Dinge« auf die von ihm untersuchten historischen Diskurse Auswirkungen auch nur gehabt haben könnte. Vergleichbares gilt für seine anderen historischen Analysen von Problematisierungen. Dennoch erzielten diese Forschungen Wirkungen, nicht nur in den Kreisen der damit akademisch befassten Kolleginnen und Kollegen, sondern in unterschiedlichsten Rezeptionskontexten außerhalb dieser Zusammenhänge.

Anthony Giddens (1984) betonte vor längerem, dass die Soziologie – und das lässt sich entsprechend für die Diskursforschung übertragen – potentiell eine machtvolle Disziplin sei, sehr viel mächtiger als die Naturwissenschaften mit all ihren doch so eindrucksvollen Wissensbeständen und Technologien. Denn, so sein Argument: letztere blieben unweigerlich den Vorgaben ihrer Gegenstände verhaftet, könnten zwar Naturgesetze nutzen, Stoffe manipulieren, aber nicht grundsätzlich ihr Objekt verändern. Ganz anders die Soziologie selbst: Bei ihr ist, wie es die französische Ethnologin Jeanne Favret-Saada (1974) für die moderne Hexerei im »Hainland von Westfrankreich« formulierte, das Wort die Tat und die Tat das Wort. Mit der soziologischen Analyse von Gesellschaft verändert sich der Gegenstand selbst – benennen heißt für die Soziologie unweigerlich: intervenieren. Giddens hat dies mit dem Phänomen der »doppelten Hermeneutik« verbunden. Soziologische Erkenntnisbildung läuft über Analyse und Interpretation, Auslegung sozialer, gesellschaftlicher, sinnhafter Phänomene – ihrer Gegenstände, die sich ja immer schon selbst deuten. Es geht dieser Disziplin also um die Auslegung von Ausle-

gungen. Sie schafft, weil sie in den Medien der Schrift und des Sinns operiert, ihrerseits Wörter: Begriffe, Lesarten, Erzählungen. Und die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit werden selbst zum Gegenstand von Auslegungen und Aneignungen in der und durch die Gesellschaft, die genau dadurch eine andere, unmittelbar veränderte wird – wobei die Reichweite dieser Veränderungen bzw. Resonanzen sehr unterschiedlich ausfällt.

Was also prinzipiell durch die soziologischen und auch die diskurswissenschaftlichen Erzählungen ermöglicht wird, impliziert nicht »tatsächliche« Folgen. Ein Blick auf die Geschichte der Diskursforschung lehrt hier Bescheidenheit – nur wenige Studien und Diagnosen haben größere Resonanzen in ihrem Gegenstandsfeld erfahren. Letztlich entscheidet über die Art und die Reichweite der Effekte das Lesen der Anderen.

Schlussbemerkung

Wenn es aus dem komplexen Wechselverhältnis von Diskursen und ihrer Rekonstruktion durch Diskursforschung auch kein Entkommen gibt, so bleiben doch noch immer mindestens zwei wichtige Fragen. Die erste dieser Fragen bezieht sich auf die Wahl der Forschungsgegenstände, also auf die Ausrichtung unserer Analysen – und warum wir dies tun: Was wollen wir wissen, worüber wollen wir erzählen? Die zweite Frage betrifft die theoretisch-diagnostische Phantasie. Die Resonanz der Foucaultschen Arbeiten beruht sicherlich nicht nur auf den einzelnen historischen Rekonstruktionen, sondern in großen Anteilen auf der damit verbundenen Begriffsbildung: Disziplinarmacht, Gouvernementalität, Bio-Macht usw. Das stellt an die Diskursforschung die Aufgabe, sorgfältige Rekonstruktion mit der Entwicklung neuer Werkzeuge und entsprechender Diagnostiken zu verbinden, sich also nicht auf die »ewige Wiederholung« der Foucaultschen diagnostischen Begriffe zu verlassen.

Literatur

- Auxier, R. (2002): Foucault, Dewey and the History of the Present. In: *The journal of speculative philosophy* 16(2), S. 75–102.
- Becker, H. S. (2007): *Telling about Society*. London: Sage.
- Berger, P.L./Luckmann, T. (1966\1980): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Brieler, U. (1998): *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*. Köln: Böhlau.
- Comte, A. (1830-1842\1974): *Die Soziologie. Die positive Philosophie im Auszug. (»Cours de philosophie positive«)*. Stuttgart: Kröner.
- Dewey, J. (1938): *Logic: The Theory of Inquiry*. New York: Henry Holt.
- Dewey, J. (1920\1948). *Reconstruction in philosophy (enlarged ed.)*. Boston: Beacon Press.
- Eco, U. (1999): *Die Grenzen der Interpretation*. München: dtv.
- Favret-Saada, J. (1974): *Die Wörter, der Zauber, der Tod. Der Hexenglaube im Hainland von Westfrankreich*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1966\1974): *Die Ordnung der Dinge*. München: Hanser.

- Foucault, M. (1969\1988): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1978\1996): Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Duccio Trombadori. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2002): Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits. Hg. von D. Defert u. F. Ewald. Bd. 2: 1970–1975. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1975\2002): Gespräch über das Gefängnis; das Buch und seine Methode. In: ders., S. 913–932.
- Foucault, M. (2005): Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits. Hg. von D. Defert u. F. Ewald. Bd. 4: 1980–1988. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1984\2005a): Die Sorge um die Wahrheit, in: ders. (2005), S. 823–836.
- Foucault, M. (1984\2005b): Was ist Aufklärung? In: ders. (2005), S. 687–707.
- Foucault, M. (1978\2005c): Der Staub und die Wolke. In: ders. (2005), S. 12–25.
- Foucault Studies (2011): Special Issue on Foucault and Pragmatism. Nr. 11.
- Giddens, A. (1984). Interpretative Soziologie. Frankfurt am Main: Campus.
- Keller, R. (2008): Michel Foucault. Konstanz: UVK.
- Keller, R. (2011): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Knoblauch, H./Reichert, J. (Hrsg.) (2013): Kommunikativer Konstruktivismus. Wiesbaden: VS.
- Le Magazine Littéraire (2014): Foucault inédit. Nr. 540, Februar.
- Mead, G. H. (1926\1969): Die objektive Realität von Perspektiven. In: Ders., Philosophie der Sozialität. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 213–228.
- Perrot, M. (Hrsg.) (1980): L'impossible prison. Paris: Seuil.
- Poferl, A. (2004): Die Kosmopolitik des Alltags. Berlin: Sigma.
- Raphael, L. (2003): Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. München: Beck.
- Reichert, J. (1999): Über das Problem der Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schröer, N. (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK, S. 319–346.
- Schütz, A. (1945\1973): On multiple realities. In: Ders.: Collected Papers I: The Problem of Social Reality. Hrsg. von M. Natanson. Den Haag: Nijhoff, S. 207–259.
- Thomas, W. I./Thomas, D. S. (1928): The child in America. New York: Knopf.
- Van Maanen, J. (2011): Tales of the field. On writing ethnography. Chicago: University of Chicago Press.
- Weber, M. (1904\1980): Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr, S. 146–214.

Anschrift:

Prof. Dr. Reiner Keller
 Lehrstuhl für Soziologie
 Universität Augsburg
 Universitätsstraße 10
 86159 Augsburg
 reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Rainer Diaz-Bone

Warum Performativität?

Perspektiven für eine konventionalistische Methodologie der Foucaultschen Diskursanalyse

Zusammenfassung: Der Artikel geht davon aus, dass der deutschsprachigen Diskursforschung eine epistemologische und methodologische Fundierung fehlt. Dieses Defizit wird auf die fehlende Rezeption der französischen Epistemologie zurückgeführt, die in Frankreich die Grundlage für die an Foucault anschließende Diskursforschung ist. In dem Artikel wird dann eine performative Lösung vorgeschlagen. Diese besteht darin, dass Diskursforscherinnen und Diskursforscher reflexiv methodische und methodologische Konventionen einführen und diese der Bewährung in angewandter Diskursforschung aussetzen. Diese Argumentation stützt sich auf die Hauptströmungen der neuen französischen Sozialwissenschaften, insbesondere die Konventionentheorie, die Konventionen als pragmatische Koordinationslogiken und Prinzipien für die Evaluation versteht.

Schlagwörter: Phänomenotechnik, Performativität, Methodologie, Epistemologie, methodologische Konventionen, Foucaultsche Diskursanalyse

Abstract: The following article assumes, that the German-speaking field of discourse research lacks an epistemological and methodological foundation. This deficit can be ascribed to the absent adoption of French epistemology, which, in France, serves as the basis of foucaultian discourse research. This article argues for a performative solution to this problem. Meaning that researches within the field of discourse research should reflexively implement methodical and methodological conventions and expose these same conventions to testing within applied discourse research. This reasoning relies on the mainstream of current French social sciences, particularly on the theory of conventions, which understands conventions as pragmatic logics of coordination and principles of evaluation.

Keywords: Phenomeno-technique, performativity, methodology, epistemology, methodological conventions, foucaultian discourse research

Einleitung

Die Diskursforschung hat insbesondere durch die französische Epistemologie von Gaston Bachelard (1978, 1988, 1993) maßgebliche Gründungsimpulse erhalten (Lepénies 1978; Diaz-Bone 2006a, 2007, 2015a; Dosse 1996, 1997). Diese hat dem französischen Strukturalismus nicht nur die wissenschaftstheoretischen Grundlagen zur Verfügung gestellt, sondern stellt bis heute eine Kontinuität in den strukturalistischen, nachstrukturalistischen und neostrukturalistischen Wissenschaftsbewegungen dar, dies von den Anfängen des Strukturalismus in den 1940er Jahren bis zu den beiden wichtigen Ansätzen der neuen französischen Sozialwissenschaften wie der Actor-Network-Theory (Callon 1986; Latour 1998, 2007) – im Folgenden kurz ANT – und der Konventionentheorie, die im Französischen *Economie des conventions* heißt – im Folgenden kurz EC (Storper/Sa-

lais 1997; Dosse 1999; Diaz-Bone 2011a, 2015b; Eymard-Duvernay 2006a, 2006b; Boltanski/Thévenot 2007).¹

Bemerkenswert ist dabei, dass insbesondere in der deutschsprachigen Diskursforschung vor allem die theoretischen Konzepte der Diskurstheorie früh rezipiert worden sind, dass aber die epistemologischen und methodologischen Anteile – die in Frankreich bis heute viel präsenter sind – nicht wirklich erkannt worden sind als die eigentlich fundierenden Prinzipien moderner Diskursanalysen.² Der Bruch mit dem Alltagsdenken, für den die Epistemologien und Diskurstheorien in Frankreich seit Bachelard, Canguilhem, Foucault, Serres, Pêcheux (sowie auch die Sozialtheorie von Bourdieu) stehen, ist in der deutschsprachigen Diskursforschung selten nachvollzogen worden. Dies hat die Folge, dass Diskursanalysen immer wieder Gefahr laufen, schlichte Versionen von Ideologiekritik oder unsystematische Inhaltsbeschreibungen zu bleiben.³

Michel Foucault hat eine Diskursanalyse anvisiert, die keine Inhaltsanalyse und keine Ideologiekritik mehr sein soll, sondern die die Wissensordnungen in der Analyse nur noch auf diskurspezifische Regeln und Diskursstrukturen sowie auf so systematisierbare, kollektive konstruktive diskursive Praktiken zurückführt (Foucault 1973, 1991). Foucault hat so die Idee der Diskursivität und den Begriff der diskursiven Praxis nicht nur als theoretische, sondern auch als methodologisch relevante Konzepte eingeführt, welche der französischen Diskursforschung eine pragmatische Wendung ermöglicht haben, die in der US-amerikanischen Diskursforschung bereits länger – wenn auch in anderer Form – vorgelaufen war. Dass gerade die »Archäologie des Wissens« (Foucault 1973) die pragmatischen Anteile der Diskursforschung stark betont hat, wird deutlich, wenn man die dort überall präsente Rede von der diskursiven *Praxis* beim Wort nimmt.⁴

Michel Pêcheux hat früh gefordert, dass Diskursanalysen keine Formen des naiven Lesens sein sollen (Pêcheux 1995a). Er hat selbst ein Forschungsprogramm aufgelegt, das versucht hat, durch die Arbeiten von Zellig Harris (1976) inspiriert, eine eigene Methodologie für eine solche Diskursanalyse zu entwerfen (Pêcheux 1969). Letztlich sind diese Arbeiten nicht zu Ende geführt worden, Pêcheux hat selbst auch auf Irrwege einer solchen Methodologie hingewiesen, aber insgesamt hat er wie sonst niemand nach ihm auf die Notwendigkeit einer methodologischen und nicht allein theoretischen Fundierung

1 Dass diese neuen Theorien auch an die (Foucaultsche) Diskurstheorie grundsätzlich vermittelbar sind (wie im Folgenden mit Bezug auf die Methodologie argumentiert wird), liegt auch daran, dass sowohl die französischen Diskurstheorien Foucaults und seiner Nachfolger als auch die neuen französischen Sozialwissenschaften eine gemeinsame Genealogie haben und dass auch diese neuen, hier angeführten Ansätze Elemente des französischen Strukturalismus aufweisen (siehe dafür Diaz-Bone 2015b).

2 Siehe für Positionierungen dazu Diaz-Bone (2010, 2015a), Marttila (2015a, 2015b) und Wrana (2012, 2015)

3 Bereits hier sei auf wichtige Gegenbeispiele hingewiesen, siehe zum Beispiel die Arbeiten von Tomas Marttila (2015a, 2015b) oder Daniel Wrana (Wrana 2006, 2012, 2015; Wrana/Langer 2007).

4 Damit vermeidet man ebenfalls, eine strukturalistische Lesart gegen eine pragmatische Lesart auszuspielen, indem man die »Archäologie des Wissens« als »archäologisch« einer vermeintlich lediglich strukturalistischen Phase der Arbeit Foucaults vereinseltigend zuschlägt, wie das von Dreyfus und Rabinow (1987) vorgeschlagen wurde.

der Diskursforschung aufmerksam gemacht (Pêcheux 1995a, 1995b). Damit wird unausweichlich, dass auch die forschungspraktischen, methodisch-technischen sowie forschungsstrategischen Aspekte der Diskursforschung ihr genuiner Arbeitsbereich sein sollten, nicht allein themenbezogene oder begriffliche Aspekte.

In diesem Artikel sollen einige Aspekte für eine solche Diskursforschung mobilisiert werden. Die Grundposition ist, dass hierfür die Megaparadigmen berücksichtigt werden müssen, die den zeitgenössischen Sozialwissenschaften konstituierend unterliegen. Das sind Strukturalismus und Neostrukturalismus einerseits, Pragmatismus und Neopragmatismus andererseits. Es finden sich Entwicklungen in der US-amerikanischen Soziologie, die für die Diskursforschung anschlussfähig sind, wie die diskurstheoretische Erweiterung der Grounded Theory durch Adele Clarke (2012).⁵ Allerdings scheinen Entwicklungen der französischen Sozialwissenschaften leistungsfähiger zu sein als dies für die amerikanischen Entwicklungen gilt, so dass diese hier der Bezug sein sollen, insbesondere die ANT und die EC.

Es sind damit einmal die Arbeiten von Michel Callon anvisiert, einem der wichtigsten Repräsentanten der ANT, die das Konzept der Performativität mit neuer – also nicht mit einer Austinschen (Austin 1972) – Bedeutung eingeführt haben.⁶ An diese Arbeiten von Callon hat Donald MacKenzie direkt angeknüpft, in seinen Analysen zur Performativität der Finanzmärkte. Beide sind daher hier ein wichtiger Bezug.

Dann handelt es sich zum anderen um die Arbeiten der Vertreterinnen und Vertreter der EC, die eine sowohl pragmatische als auch strukturalistische Entwicklung der neuen französischen Sozialwissenschaften darstellt.⁷ Der Grund, auch die neueren Entwicklungen der französischen Soziologie heranzuziehen besteht darin, dass diese die epistemologischen Fragestellungen nicht nur fortführen, sondern sie noch umfänglicher auf kognitive und materiale Aspekte der Wissenskonstruktion und Wissenschaftskonstruktion beziehen. Durch sie wird die durch Bachelard begründete Tradition der Frage nach der Konstruktion des wissenschaftlichen Gegenstandes pragmatisiert und ausgeweitet. Es ist dann insbesondere das Konzept der Qualitätskonventionen, das sich semantisch interpretieren lässt als eine diskursive Tiefenstruktur und welches eine Verbindung zwischen diskurstheoretischen und dispositivtheoretischen Konzepten mit einer empirisch gedeuteten, pragmatischen Normativität ermöglicht. Diese Verbindung soll auf die Perspektiven für eine methodologische Fundierung und Reflexion der Diskursforschung hin betrachtet werden.

5 Siehe zu einer diskursanalytischen Bewertung des Ansatzes von Clarke auch Diaz-Bone (2013a).

6 Austin (1972) hatte den im situativen Sprechen realisierten Geltungsanspruch sowie die sozialen Bindungen und Verpflichtungen untersucht, die mit den Sprechakten einhergehen. Das Konzept der Performativität von Callon (1986, 1998), MacKenzie (2006) und MacKenzie/Millo (2003) bezeichnet die Verwirklichung wissenschaftlicher Theorien in Form von Institutionen, Kriterien und anderer sozialer Realitäten.

7 Siehe zur Begrifflichkeit und Positionierung der neuen französischen Sozialwissenschaften, die wesentlich eine Repragmatisierung der nachbourdieuschen Soziologie in Frankreich darstellen Nachi (2006), Corcuff (2011) und Diaz-Bone (2015b).

Welcher Realismus? Welcher Konstruktivismus?

Begriffe wie Konstruktion oder Reifizierung erwecken in den Sozialwissenschaften immer noch den Argwohn, dass wissenschaftlicher Schwindel oder kollektive Täuschung vorliegt.⁸ Die Sozialwissenschaften würden demnach auch beliebige, willkürliche Resultate generieren, die nicht beanspruchen können, Realität adäquat abzubilden, die also nicht beanspruchen können realistisch zu sein.

Immer noch sind sozialwissenschaftliche Rechtfertigungen für wissenschaftliche Qualität vorzufinden, die sich an Standards der Naturwissenschaften, also Maßstäben für die vordiskursive Welt orientieren. Die Wirklichkeit der Diskursivität der sozialen Welt selbst wird dabei nicht in Rechnung gestellt, so dass diese Wissenschaftshaltung im Grunde nicht voll empirisch ist, weil sie nicht die grundlegenden konstitutiven Praktiken des Sozialen erfasst, sondern nur ihre Auswirkungen und Manifestationen (als so verstandene »Daten«) untersucht. Das andere Extrem findet sich mit einer Wissenschaftshaltung, die eine Analyse des Sozialen mit ihrer Beschreibung verwechseln und die dem Argwohn der Reifizierung durch eine vermeintlich gegenstandsnahe und detailreiche Wiederholung des Sozialen Rechnung zu tragen versucht. Diese Haltung ist zwar nicht anti-empirisch in dem Sinne, dass sie die Resultate der diskursiven Praxis ausblendet, aber sie ist in dem Sinne nicht empirisch, dass sie ebenfalls nicht danach strebt, die unterliegenden diskursiven Praktiken und Strukturen zu rekonstruieren, die erst ein Verständnis und eine Erklärung des Sozialen ermöglichen.

Keine adäquate Lösung für die Diskursforschung bietet die phänomenologische Tradition der Soziologie, die das Alltagsleben und das Alltagsverständnis sowohl als Forschungsgegenstand als auch als Evidenz- und Rechtfertigungsgrundlage setzt. Auch Husserl hatte mit der von ihm entwickelten Phänomenologie eine Art »Reifizierungskritik« an den modernen Naturwissenschaften unternommen und die Lebenswelt als sichere empirische Grundlage gesetzt (Husserl 1996).

Eben diese Position Husserls wird von Beginn an durch die französische Epistemologie kritisiert. Dies in zwei Hinsichten: (1) einmal sind die Strukturen der Lebenswelt, so wie sie den Alltagsakteurinnen und -akteuren vor Augen stehen, nicht der adäquate Gegenstand der Sozialwissenschaften, dann ist (2) die Lebenswelt selbst auch nicht die Evidenz- und Rechtfertigungsgrundlage der Sozialforschung.

Die französische Epistemologie setzt nicht die theoretische Spekulation an die Stelle der Lebenswelt, sondern einen forcierten (durchaus im Sinn von »erzwungen« verstehbaren) Realismus. Dies mit zwei Bedeutungen. (1) Einmal wird die Konstruktion selbst zwingend gefordert, denn sie ist Grundlage des Bruchs mit dem Alltagsdenken. (2) Dann müssen die empirischen Phänomene selbst methodisch-technisch herbeigeführt, also provoziert werden. So sie sich zeigen, sind sie Teil einer nicht alltagsweltlichen Realität, da sie nicht durch Alltagspraktiken generiert wurden.

Man könnte argumentieren, dass damit zwar nicht ein Gegenstand, aber eine Theorie reifiziert wird. Das ist insofern richtig als eine Theorie versucht sich empirisch zu reali-

8 Siehe für eine solche methodologische Polemik beispielsweise Hacking (1999).

sieren und sich als eine Anleitung für eine instrumentenvermittelte Konstruktion der Phänomene sieht, was Bachelard als »Phänomenotechnik« bezeichnet hat (Rheinberger 2004, 2007; Diaz-Bone 2007; Marttila 2015a, 2015b). Dabei sind die Instrumente letztlich nichts anderes als die kohärente Materialisierung der Theorie. Das ist aber insofern falsch als dass diese Realisierung als kontingent reflektiert werden kann und zudem auch äußerst riskant ist, da sie nicht nur nicht gelingen kann, sondern überhaupt offen ist, in welcher Gestalt die provozierten Phänomene zu Tage treten werden und welche sozialwissenschaftliche Interpretation ihnen gerecht werden kann, die eben nicht vorab feststeht. Hier hat »die Empirie« nun ihren Anteil. Die Phänomenotechnik ist damit zugleich anti-positivistisch, da eine Theorie der Beobachtung (»der Empirie«) vorausgeht, als auch realistisch, da sie in der Wirklichkeit eine Konstruktion anstrebt, die selbst Resultat empirischer Bedingungen ist und selbst Wirkungen ausüben kann (was eben mit der Performativitätsforschung von Callon und MacKenzie aufgezeigt worden ist). In diesem Sinne kann diese so forcierte Konstruktion den vollen Anspruch erheben, realistisch zu sein und eine Erklärungsleistung zu ermöglichen, die sich von derjenigen des Alltagsdenkens absetzt.

Die Foucaultsche Diskursanalyse strebt in diesem Sinne keine Beschreibung des Alltagswissens an, sondern eine rekonstruktive Systematisierung der Regeln der diskursiven Praxis und der mit ihnen verbundenen sozio-kognitiven Tiefenstrukturen, welche zusammen vorreflexive Wissensordnungen ermöglichen und strukturieren (Foucault 1973, 1991; Diaz-Bone 2010; Marttila 2015a). Die hier angestrebte Phänomenotechnik besteht nicht in der Generierung eines wiederholenden Diskurses, sondern in der Forcierung einer »reinen Beschreibung« strukturierter diskursiver Praktiken und diskursiver Tiefenstrukturen, der Episteme – wie Michel Foucault dies bezeichnet hat (Foucault 1971; Diaz-Bone 2010, 2013).

(1) Die in diesem Sinne so als realistisch verstandene Konstruktion besteht also einmal in dem methodischen Aufweis, dass die Diskursivität sich auf diskursive Praktiken zurückführen lässt und eine innere Struktur und Kohärenz aufweist, welche als durch die diskursiven Praktiken generiert interpretiert werden können.

(2) Zum Zweiten wird eine alternative, häufig kontraintuitive Interpretation von Wissenspraktiken und Wissensordnungen möglich. Beispiele sind die Reinterpretation des wirtschaftspolitischen Diskurses von Manholt durch Pêcheux (1988), die Reinterpretationen der epochalen Wissenschaftsordnungen in »Die Ordnung der Dinge« (Foucault 1971) oder die Reinterpretation des Repressionsdiskurses als konstitutiv für moderne Formen der Sexualität in »Sexualität und Wahrheit« (Foucault 1977).

(3) Zum Dritten kann die Passung der Theorie mit ihrer Materialisierung in Form der Instrumente sowie mit den so generierten Phänomene nun selbst geprüft, kritisiert und verhandelt werden.⁹ Damit forciert die erzwungene Konstruktion eine reflexive Wissenschaftspraxis. Reflexiv ist diese konstruktive Praxis, weil sie bewusst die Konstruktion entwirft und nachträglich ihr Resultat bewertet und ihre Methodologie gegebenenfalls rejustiert.

9 Diese Passung kann man »methodischen Holismus« nennen (Diaz-Bone 2010).

Am deutlichsten expliziert findet man diese reflexive Praxis in den Arbeiten von Pierre Bourdieu (Bourdieu 2004; Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991; Bourdieu/Wacquant 1992) und Michel Pêcheux (Hak/Helsloot 1995), in geringerem Ausmaß dann auch bei Michel Foucault selbst. Man findet diese Position aber auch im amerikanischen Pragmatismus, methodologisch klar formuliert bei James (1994, 2006) und Dewey (1998, 2002).

Die bis hierher erfolgte Charakterisierung der französischen Epistemologie und des amerikanischen Pragmatismus kann man als klassische Versionen auffassen. Sie lassen sich auf das noch näher vorzustellende Konzept der Performativität beziehen, wenn man darunter erst einmal nur versteht, dass eine Theorie durch ein Wissenschaftskollektiv zu realisieren versucht wird und dieser Vorgang reflexiv und auf Standards bezogen so vollzogen werden soll, dass die Widerständigkeiten der Empirie hier eingehen und die Konstruktion somit nicht willkürlich oder beliebig erfolgen kann.

Eine Diskursanalyse bleibt zwar ein Diskurs über Diskurse, aber sie stützt sich auf die empirische Materialität der zu analysierenden Diskurse und reflektiert sich selbst als einen methodischen Diskurs, der einen bislang nicht interpretierbaren, weil nicht kollektiv wahrgenommenen Mechanismus zu Tage fördern, also Realität forciert – d.h. methodisch »erzwingt« als Ko-Konstruktion von Empirie und reflektierter methodologische Praxis eines Forschungskollektivs.

Zwei Bedeutungen von Performativität

Es gibt zwei Bedeutungen von Performativität, die man hier direkt anschließend präsentieren kann.

(1) Die erste pragmatische Bedeutung von Performativität bezeichnet diese nicht nur als Realisierung, sondern *zugleich als Realisierung und als Bewährung* – dies durchaus im Sinne des klassischen Pragmatismus von William James (1994, 2006) oder John Dewey (1998, 2002). Diese Deutung von Performativität kann man auf die gerade beschriebene Forcierung einer diskursanalytischen Reinterpretation einer Wissensordnung beziehen, denn diese muss sich für eine Erklärungsleistung und Außenvalidierung verwenden lassen, sonst bliebe sie ein akademischer Selbstzweck, der nichts anderes leistete als Forschungsgegenstände als Diskurse zu adeln und so der eigenen Forschung einen Scheinwert zuzuerkennen. Stattdessen muss man grundlegend und methodologisch fragen: wie »performen« die Befunde einer solchen Diskursanalyse? Dann wird schnell einsichtig, dass man Diskursanalysen nicht unternimmt, nur um Diskurse zu analysieren, sondern um damit etwas Drittes besser intelligibel werden zu lassen. Damit sind Fragen des Untersuchungsdesigns angesprochen sowie Fragen der breiteren Fundierung von Diskursanalysen, die nicht nur Diskursanalysen sein können, wenn sie sozialwissenschaftlich relevant werden wollen. Damit muss die Diskursforschung die Einbettung von Diskursen mitrekonstruieren und hier die Mobilisierung von Wirkungen als Ko-Konstruktion in Netzwerken verstehen – um es in der Theoriesprache der ANT zu formulieren.

(2) Hier kann nun die Einführung der zweiten Bedeutung von Performativität direkt anschließen, welche diese als *Einbettung* der Empirie in die Diskurse auffasst. Michel Callon und Donald MacKenzie haben dieses Konzept in epistemologischer aber auch in kritischer Absicht eingeführt (Callon 1998; Callon/Muniesa 2005; MacKenzie 2006; MacKenzie/Yuval 2003).¹⁰ Ihnen zufolge ist die Wirtschaft in die Wirtschaftswissenschaften eingebettet in der Weise, dass die Wirtschaft durch die Wirtschaftswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler und ihre Theorien ins Werk gesetzt wird. Damit wird zwar der Position einer Konstruktion Rechnung getragen, aber dies nicht mehr in der Weise, dass diese reflexiv und konventionalistisch erfolgt. In diesem Fall ist eine Trennung von Theorie und Gegenstand nun deshalb nicht mehr möglich, weil sich diese Differenzierung im Laufe der Zeit auflöst: die ökonomische Empirie wird demnach nach der Vorgabe der ökonomischen Theorie (als normativer »Blaupause« für Institutionen) gestaltet.¹¹ Dieses Argument kann hinsichtlich seiner Reichweite über die Wirtschaft hinaus auf viele andere Disziplinen und Theorien ausgeweitet werden – wenn auch nicht auf alle. Der Vorhalt der Reifizierung erhält nun ebenfalls eine beinahe gesellschaftsweite Reichweite.

(2.1) Ein erster Aspekt ist, dass die Lebenswelt für viele Lebensstilgruppen und in vielen sozialen Feldern heutzutage eine »versozialwissenschaftliche« Sinnwelt ist und wohl nur noch wenig Ähnlichkeit hat mit dem Husserlschen Konzept der Lebenswelt.¹² Wenn die französische Epistemologie ursprünglich in der Analyse der Wissenschaften als Position des wissenschaftlichen Denkens entstanden ist, so findet sie das verwissenschaftlichte Denken nun geradezu gesellschaftsweit vor (was allerdings nicht dasselbe ist, wie das von Bachelard entworfene wissenschaftliche Denken). Damit werden die Analysestrategien der französischen Epistemologie für die Wissenschaftsforschung, die auch der Anfang der Foucaultschen Diskursanalyse ist, zu insgesamt sozialwissenschaftlichen Analysestrategien (Diaz-Bone 2011b, 2014).

(2.2) Ein zweiter Aspekt ist, dass die Analyse der Performativität nach Callon und MacKenzie die gleichzeitige Analyse von Diskursen, Intermediären, Materialien, Objekten und anderen Praktiken erfordert. Das bringt das Konzept des Actor-Networks mit sich. Damit liegt ein bislang noch wenig beachteter Ansatz für eine integrierte Diskurs- und Dispositivanalyse vor. Auch in der EC werden in den letzten Jahren die Diskurse in die Analysen der ökonomischen Koordination der Menschen, Dinge, kognitiven Formate, Intermediäre und Qualitätskonventionen einbezogen (Boltanski/Thévenot 2007; Eymard-Duverney 2012; Diaz-Bone 2015b, 2015c).

Anders als in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft, in der seit einigen Jahren von einer Dispositivanalyse die Rede ist (Bührmann/Schneider 2008), für die Konzeptsysteme bislang ohne empirische Analyseformen und Designs entwickelt worden sind, lie-

10 Und man muss auf die Studie von Marie-France Garcia-Parpet (2017) hinweisen, die sehr detailliert und empirisch die soziale Mobilmachung für die Einrichtung einer Agrarbörse durch den Einfluss wirtschaftswissenschaftlicher Theorien untersucht hat.

11 Siehe dafür auch die Beiträge in Diaz-Bone und Krell (2015) sowie in Diaz-Bone und Hartz (Hrsg.) (in Vorbereitung).

12 Siehe für ein Beispiel, dass die Langzeitwirkung der Sozialforschung auf die Gesellschaft in England untersucht die Studie von Savage (2010).

gen mit der ANT und mit der EC Wissenschaftsbewegungen vor, die seit drei Jahrzehnten die Analyse von Dispositiven grundlegend integrieren. Allerdings gibt es in diesen beiden französischen Wissenschaftsbewegungen keine Präferenz für Diskurse als wirkmächtige soziale Sachverhalte. Die Folge ist, dass weder die ANT noch die EC davon ausgehen, dass diskursive Praktiken vorlaufende ursächliche Sachverhalte sind. Und insbesondere Bruno Latour (2007) hat in der ANT die Position stark gemacht, dass die Trennung zwischen der Wirkmächtigkeit der Dinge und der Wirkmächtigkeit von Akteurinnen und Akteuren in Akteur-Netzwerken nicht *ex ante* eingerichtet werden kann. Callon und Latour vertreten ein anderes Konzept von erkennendem und konstruierendem Kollektiv, als dies für die klassische französische Epistemologie gilt. Die Konstruktion wissenschaftlicher Gegenstände erfolgt hier nicht durch eine Gruppe aus Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, sondern in einem Netzwerk, das aus Menschen, Objekten, Prozessen und Konzepten besteht. Die Trennung zwischen Gesellschaft einerseits und »Dingwelt« andererseits wird als Resultat einer diskursiven Praxis diskreditiert, die in den modernen Wissenschaften die Wirkmächtigkeit asymmetrisch der Seite der menschlichen Akteure zuschreibt. Die ANT verwendet daher den Begriff der Aktanten (in Anlehnung an Greimas 1971).

Bezieht man diese Position der ANT und der EC auf die eingeführte klassische Position der französischen Epistemologie, dann stehen das zentrale Konzept der Phänomentechnik und dasjenige des epistemologischen Bruchs in Frage, die beide eine epistemologische Vorrangstellung durch das Kollektiv der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterstellen. In der ANT finden sich stattdessen (zumeist ethnographische) Studien, die *ex post* zu rekonstruieren versuchen, wie in einem Netzwerk die Wirkmächtigkeit selbst erst organisiert und Aktanten zugeschrieben wird.

Mit dieser Absetzung von der klassischen französischen Epistemologie artikuliert sich die erstarkte pragmatische Ausrichtung der neuen französischen Sozialwissenschaften – die wesentlich durch die epistemologischen Arbeiten von Michel Serres vorbereitet worden ist (Serres 2002, 2008). Bislang fehlt ein tiefer gehender Vergleich der klassischen mit der neueren französischen Epistemologie. Aber gleich ob eine Reflexion *ex ante* oder nur *ex post* erfolgen können soll, ob Menschenkollektiven oder hybriden Kollektiven die Kompetenz, Wirkmächtigkeit oder neu auch »agency« zugeschrieben wird, mit beiden Ansätzen ist eine genuine Perspektive von Performativität verbunden, die man auf das Verhältnis von Diskursen in Netzwerken beziehen kann.

Zu unterscheiden ist aber die Frage, *ob* eine performativitätstheoretische Perspektive auf Diskurse in Netzwerken eröffnet wird, von der Frage, *wie* eine Diskursanalyse erfolgen soll, die diese Performativität sowohl als empirischen Vorgang in Rechnung stellt, als auch zugleich die eigenen Effekte von Performativität reflektiert und diese *ex ante* selbst systematisch einzusetzen und *ex post* zu evaluieren versucht.

Diskursanalysen – konventionalistisch und realistisch

Die Frage nach dem Wie der Diskursanalysen muss zugleich empirisch als auch normativ beantwortet werden.

(1) Mittlerweile finden sich viele Beiträge, die zu beanspruchen versuchen tiefere Einblicke in die diskursanalytische Vorgehensweise zu geben, also Einblicke in die verschiedenen Formen diskursanalytischer Analytik, Hermeneutik und Interpretation zu geben.¹³ Dennoch fehlt in der Diskursanalyse eine Art empirische Wende ihrer reflexiven Position. Damit ist gemeint, dass man nicht nur darum weiß, dass Diskursanalysen konstruktiv vorgehen müssen, sondern dass man dieses konstruktive Vorgehen selbst zum Untersuchungsgegenstand macht. Es gibt bislang keine Instrumententheorie und keine empirische Forschung über die vorhandenen Diskursanalysen, darüber wie sie konkret und *en detail* »performt«, also ihre eigenen theoretischen Konzepte Schritt für Schritt empirisch umsetzt, beginnend bei den Forschungsdesigns über die praktischen Momente der Interpretation bis hin zur Art und Weise der Verschriftlichung und Präsentation dessen, was als diskursanalytische Resultate mit Erklärungsleistung und Einsichtsgewinn anerkannt werden soll. Soweit man sehen kann, ist die deutschsprachige Diskursforschung in diesem Aspekt dadurch gekennzeichnet, dass sie theoretisch eher überfrachtet ist, dabei ein dauerhaft schlechtes Gewissen hat was die epistemologisch-methodologische Praxis angeht. Das schlechte Gewissen kommt auf, weil man weiß, dass die französische Epistemologie vor Jahrzehnten bereits einmal weiter war und dass man dann eher die herkömmlichen Strategien der qualitativen Sozialforschung für die eigenen Zwecke »zurechtschneidert«. So versucht man dann, eine eigene innovative Forschungspraxis unterhalb der Schwelle der epistemologischen Reflexion einzurichten und diese dennoch als diskursanalytische Praktiken auszuarbeiten.¹⁴ Es ist bis heute bezeichnend, dass die eigentlich diskursanalytischen Resultate, die über Deskription, Sozialkritik oder Inhaltsanalysen hinausreichen, selten überzeugend sind. Letztlich resultieren die so genannten diskursanalytischen Ergebnisse häufig in zwei Arten von Selbstversicherung. Einmal in der Versicherung, dass der untersuchte Gegenstand doch ein für die Diskursanalyse angemessener weil diskursiv konstruierter sei. Dann in der Selbstversicherung, dass Diskursanalysen die komplexe Diskurstheorie valide umgesetzt hätten.

Eine empirische Wendung würde also eine Forschungsprogramm einfordern, das die vorhandenen Diskursanalysen – begriffen als forschungspraktische Projekte und nicht nur als Texte – als Untersuchungsgegenstand begreifen würde, um hier systematisch nach Leistungen, Kohärenzen und nach Defiziten aus der Warte einer selbst eingeführten – also konventionalistisch (nicht zu verwechseln mit konventionell) begründeten methodologischen – Position zu fragen.¹⁵ Die Aufmerksamkeit gilt hier den empirischen erfolg-

13 Kendall/Wickham (1999), Diaz-Bone (2010), Keller (2011), Angermüller et al. (2014), Keller/Schneider/Viehöver (2015), Marttila (2015a, 2015b).

14 Und man muss erwähnen, dass dies in der deutschsprachigen Sozialforschung zuerst Siegfried Jäger gelungen ist, dessen Monographie »Kritische Diskursanalyse« (Jäger 2012) bereits 1993 erschienen ist.

15 Der Begriff konventionalistisch wird bewusst abgesetzt von dem Begriff konventionell. Ersterer be-

reichen methodischen und methodologischen Konventionen, die die Qualität ausmachen und die schlechte von guter Diskursforschung differenzierbar machen können sollen.

Dabei versteht die EC Konventionen nicht nur als Tiefenstrukturen (für die Kognition), sondern auch als Koordinationslogiken für die Evaluation (von Wertigkeiten und Angemessenheiten). Sie sind also nicht mit dem Alltagsverständnis von »Konventionen« als Bräuche oder Standards zu verwechseln.¹⁶

Solchen Konventionen also, die in der Hinsicht erfolgreich sind, dass sie (1) die methodische und methodologische Praxis einmal erfolgreich zu koordinieren und zu konstruieren ermöglichen, die dann (2) aber auch die diskursive Grundlage für die Evaluation, für epistemologische Reflexion und Rechtfertigung der Konstruktion von Diskursen in Diskursanalysen sind, wären dann die kollektiven und sozio-epistemologischen Grundlagen für eine reflexiv und empirisch gewendete Performativität innerhalb der Diskursforschung. Und innerhalb der Diskursforschung würde dann versucht, diese (methodischen und methodologischen) Konvention zu realisieren, indem man sie bewusst einsetzt und probiert, um zu sehen, wie sie sich forschungspraktisch, methodologisch und auch normativ sowie forschungsethisch bewähren. Fragen, die man in dem Forschungsprogramm verfolgen könnte, wären dann beispielsweise solche: Was sind die performativen Momente, in denen die konventionalistische zur realistischen Perspektive wechselt? Wie gelingt die Herstellung eines Realismus ausgehend von einem konventionalistisch begründeten Anfang? Welche Qualitätskonventionen kristallisieren sich als »erfolgreich« für die Diskursforschung heraus, darin mit einer kohärenten Überführung eines konventionalistisch begründeten Denkens in der sozialen Realität Effekte herbeizuführen? Welche Art von Effekten ist diejenige, die die Diskursforschung anstreben und auslösen sollte? Perspektivisch kann dann ein je eigener Bereich, eine je eigene Praxisform im Feld der Diskursforschung entstehen – hier sei einmal dieses unverbindliche und zugleich vielsagende Verb verwendet – die diese Art der Selbstbeobachtung, Selbstreflexion und Selbstevaluation *performat*.

(2) Der letzte Begriff der Selbstevaluation bereitet Überlegungen zum Aspekt der normativen Wendung der Frage nach dem Wie vor. Die französische Epistemologie hat ein interessantes Verhältnis zur Normativität. Denn sowohl Bachelard und Canguilhem als auch Callon und Latour hatten zunächst keine dezidierte normative Position in der Wissenschaftsauffassung. Beide setzen wissenschaftskognitiv, dabei historisierend bzw. soziologisierend an und fokussieren auf die herstellenden und materialen Vorgehensweisen in der Wissenschaftsproduktion. Auf den ersten Blick scheint eine Kontinuität der französischen Epistemologie zu sein, dass sie eine antinormative Position in der Wissenschaftsforschung einnehmen. Für Latour stimmt dies wohl am ehesten, für Bachelard

zeichnet die Fundierung kollektiver Formen der Koordination, der Valuation und Evaluation auf Konventionen im Sinne der EC. Letzterer bezeichnet im deutschen Sprachgebrauch die Etablierung als »herkömmlich« oder »gewöhnlich«, was hier nicht gemeint ist.

16 Denn in dem hier eingeführten Sinn haben sie selbst eine innere semantische Organisation sowie einen semantischen Gehalt, aus welchem ein inhärentes Potential für Rechtfertigung, Koordination und Evaluierung entsteht; siehe dazu Diaz-Bone (2015b, 2016).

und Canguilhem kaum, was deutlich wird, wenn man sich deren Forderung des Bruchs mit dem Alltagsdenken vergegenwärtigt. Aber die französische Epistemologie ist insgesamt nicht in Erscheinung getreten durch Forschungsbeiträge, die vorausschauend und entwerfend Richtlinien für bessere wissenschaftliche Praxis erarbeiten. Sie ist eher durch ihre beißende *ex post* Polemik an der schlechten Forschung in Erscheinung getreten, die gut und instruktiv, aber selten konstruktiv also entwerfend ist. Dennoch ist die französische Epistemologie – gleich ob die klassische oder die neuere – durchzogen von Richtigstellungen und damit auch normativen Positionierungen.

Und gerade hier gibt es ein Bewusstsein davon, dass die soziale Welt nicht einfach nur eine Positivität ist, sondern dass diese zuerst eine Welt der Normativitäten ist. Denn aus Sicht der EC ist eine Pluralität von Konventionen als normativer Koordinationsprinzipien in der sozialen Welt überhaupt erst die Bedingung dafür, dass Akteure Koordination(en) erfolgreich bewerkstelligen können und (!) die Gerechtigkeit und Angemessenheit der Koordinationen (mitsamt ihrer Resultate) auf Basis der Konventionen beurteilen können. Das gilt auch für die neuen französischen Sozialwissenschaften. Insbesondere die EC ist hierfür prominent geworden, aber auch die Bourdieusche Soziologie hat dies systematisch herausgearbeitet. In Abwandlung eines Bourdieuschen (1982, S. 32) Diktums zur Allgegenwart der Distinktion könnte man formulieren: dem Spiel um die Normativität entkommt keiner.

Wenn man das so folgert, dann kann sich die Diskursforschung nicht auf Positionen eines normativen Agnostizismus, also einer Position der normativen Unentschiedenheit oder normativen Beliebigkeit zurückziehen. Sie muss vielmehr beherzt »die Flucht nach vorn« antreten. Aber in welche Richtung kann diese »Flucht« erfolgen? Wo ist »Vorne«?

Die Konventionentheorie, also die EC, kann hier ein Angebot machen und einen Ausweg aus einem normativen Agnostizismus möglich machen. Und dieser Ausweg besteht sicher nicht darin, eine politisierende Position als Grundlage der Methodologie zu wählen. Man muss stattdessen bei der bereits eingeführten Position ansetzen, die in dem Bewusstsein besteht, dass Diskursforschung ein radikal realistisches Verständnis von der Existenz der Diskursivität in der sozialen Wirklichkeit hat, bei gleichzeitigem Bewusstsein davon, dass ihre Forschungspraxis eine Konstruktionspraxis mit Anspruch auf einen Realismus ihrer Ergebnisse, also konventionalistisch ist. Diskursforschung muss also – und hier kann sie an Alain Desrosières anschließen – ihren konstruktivistischen Anfang zu einem Ergebnis mit Anspruch auf Realismus *transformieren*. Hier hat Desrosières – zunächst ohne den Begriff selbst zu verwenden – die Performativität der Statistik betrachtet und argumentiert, dass die Anfänge der statistischen Definitionen von den Statistikern als konventionalistische Setzungen bewusst eingerichtet wurden, dann aber transformiert und institutionalisiert wurden in realistische Kategorien und wirksame Zahlen (Desrosières 2003, 2014) – was nicht bedeutet, dass diese Kategorien und Zahlen nicht in der Kritik stehen können.¹⁷

17 Desrosières hat ebenso die Rückwirkungen der Performativität analysiert, die er mit dem Konzept der »Retroaktion« beschrieben hat (Desrosières 2015).

Die Diskursforschung bringt anfängliche Definitionen ein, nicht nur davon, was die Wirklichkeit aus ihrer Sicht ist, sondern auch davon, wie Diskursforscherinnen und Diskursforscher die praktische Forschung durchführen und Konzepte methodologisch und konventionenbasiert in Resultate mit Realitätsanspruch umsetzen sollen. Diese Ausgangsbasis der Diskursforschung kann man ebenfalls konventionalistisch nennen, insofern sie ein notwendig geteiltes Vorverständnis für die Wissenschaftskoordination ermöglicht. Und die Diskursforschung weiß um die Willkürlichkeit der konventionalistischen Basis, diese kritisiert und reflektiert sie. Konventionalismus und Realismus sind aber kein Gegensatz, sie werden ineinander transformiert: sie sind dann denkbar als ein »Sowohl als auch«.

Die Normativität der Diskursforschung wird durch die konventionalistische Fundierung eingerichtet, die an zwei »Fronten« ein erfolgreiches Engagement erzielen muss. Einmal muss sie die interne Kohärenz der Forschung realisieren. Dann muss sie ihre Theorieperspektive in einer sozialen Wirklichkeit implementieren, also in diesem Sinne performativ erfolgreich sein. In beiden Hinsichten kann die konventionalistische Fundierung scheitern und so zeigt sich, dass sie die pragmatische Prüfung nicht bestanden hat. Ein solches Nichtbestehen würde für die involvierten Akteurinnen und Akteure darin ersichtlich werden, dass die innere Passung von Forschungspraxis (insbesondere auch zu deren theoretischer Grundlage), deren Reflexion und der methodischen Konstruktion(en) brüchig würde; dann auch darin, dass die Konvention nicht mehr als normative (und forschungsethische) Koordinationslogik in der methodischen und methodologischen Kritik Bestand hätte. In der pragmatischen Perspektive muss eine Konvention sich daher permanent und empirisch bewähren, d.h. zeigen, dass sie praktisch und normativ in realen Situationen als praktische Metaphysik nützt, das ist gemeint mit »pragmatischer Prüfung« (Boltanski/Thévenot 2007; Diaz-Bone 2011a).

Zentral ist die konventionalistische Fundierung, weil sie anhand von Qualitätskonventionen auch die Normativität der eigenen Praxis pragmatisch fundiert. Denn anders als in allein normativen Wissenschaftstheorien kann man die Qualität nicht mit Einführung einer Konvention bereits entscheiden oder einfach per *fiat* festlegen (zum Beispiel in der Weise, dass man in der Diskursforschung Falsifizierbarkeit als Konvention für Wissenschaftlichkeit einführt). Das ist eine der zentralen Einsichten der EC, die die Pluralität der Qualitätskonventionen untersucht hat, die in der Ökonomie Qualitätsansprüche rechtfertigen können sollen (Boltanski/Thévenot 2007). Überträgt man die Argumentation der EC auf den Kontext der Diskursforschung kann man Folgendes herleiten: Qualitätskonventionen für die Diskursforschung müssen sich selbst pragmatisch bewähren, sie werden in die Kritik geraten und müssen sich dann rechtfertigen können. Zudem müssen sie erfolgreich sein darin, eine Wissenschaftspraxis zu ermöglichen, ihre Theorieperspektive effektiv und mit Anspruch auf wissenschaftliche Wertigkeit zu realisieren. Die Performativität der Diskursforschung kann also auf (nun als methodologische aufgefasste) Qualitätskonventionen bezogen werden, die einmal die methodische und methodologische Richtigkeit und Rechtfertigbarkeit der Praxis der Diskursforschung fundieren können. Die Qualitätskonventionen fundieren aber zum anderen auch die Art und Weise, wie die Diskursforschung ein Gemeinwohl anstrebt.

Damit wird angesprochen, dass Diskursforschung sich auch Gedanken machen muss über die Art der Effekte, die sie anstrebt, die mit den eingeführten Qualitätskonventionen zusammenhängen, denn diese zielen implizit auf ein je spezifisches Verständnis von Gemeinwohl ab. Und diese Effekte können vielfältig sein. Sie sind zu denken als gestaltende Intervention in der sozialen Wirklichkeit, die zu unterscheiden sind von rein wissenschaftsinternen Praktiken. Sie sollten zur Intervention und Verbesserung von sozialer Wirklichkeit beitragen können, eben das ist die pragmatische Auffassung der Relevanz von Wissenschaft.

Methodologische Qualitätskonventionen – die die reflexive konventionalistische Fundierung der diskursanalytischen Methodologie sind – müssen diskursanalytische Forschung *ex ante* anleiten können und sich selbst im pragmatischen Sinne *ex post* bewähren. Das ist bereits die methodologische Position von John Dewey (2002) in den 1930er Jahren gewesen. Damit hat Dewey die Auffassung vorgelegt, dass die Methodologie schrittweise mit der Forschungspraxis erst zu entwickeln sei und nicht einer universalen, dabei zeitlich und räumlich uneingeschränkte Geltung beanspruchender Logik zu folgen hätte. Eine so gedachte, aus der konventionalistischen Selbstfundierung heraus zu entwerfende und pragmatisch nachjustierende Methodologie müsste auch die Spannung zwischen konventionalistischer (konstruktivistischer) methodologischer Fundierung einerseits und Anspruch auf realistische (an der Empirie geprüfte) Befunde andererseits dadurch verwalten. Dies tut eine methodologische Praxis, indem sie (1) die konventionalistische methodologische Fundierung zunächst setzt, im Forschungsprozess auf die Tragfähigkeit prüft und danach reflektiert sowie gegebenenfalls nachbessert und (2) indem sie weiter bewusst an der Transformation des konventionalistisch gesetzten Anfangs ihrer methodologischen Praxis in Befunde mit realistischen Anspruch arbeitet. Man könnte argumentieren, dass diese reflexive und konventionalistische Fundierung der Methodologie dem epistemologischen Bruch von Bachelard nahe steht, denn auch er hat den epistemologischen Bruch auf die bewusste Entscheidung eines Wissenschaftskollektivs zurückgeführt, eigene Konzepte und Instrumente in einer innovativen Wissenschaftspraxis so einzuführen, dass damit eine Absetzung von vorlaufenden Formen des wissenschaftlichen Denkens möglich wird. Dieses je neue wissenschaftliche Denken mit seinen neuen Standards und Praktiken kann man als die Einführung neuer Konventionen interpretieren.

Auch die Transformation von konventionalistischer Setzung einer Methodologie in diskursanalytische Befunde mit Realitätsanspruch steht der Phänomenotechnik Bachelards nahe. Allein die Bedeutung der Zeitlichkeit, d.h. der Entwicklung und der Bedeutung »des Vor« (Entwurf der Methodologie *ex ante*) und »des Zurück« (Rejustierung der Methodologie *ex post*) im Anpassungsprozess der methodologischen Vorgehensweise, stellen eine spezifisch pragmatische Position dar. Eine so an Bachelard und Dewey anschließende (und diese reinterpremierende) diskursanalytische Position, die die Realisierung ihrer methodologischen Konventionen als selbst gesetzter Methodologie in Forschungsprozessen entwerfend und rejustierend verfolgt, wäre eine nun reflexive Form der Performativität.¹⁸

18 Es wird dann erforderlich sein, dass Diskursforschung eine Erklärungsleistung und ein sozialwis-

Der selbstreflexive Bezug auf die konventionalistische Fundierung der diskursanalytischen Methodologie bringt damit auch die eigene methodologische Normativität ein. Diese *ist* die konventionalistische Entscheidung für spezifische Qualitätsbegründungen, für Qualitätskriterien, für methodische Anforderungen, welche insgesamt die Diskurstheorie mit der Diskursanalyse evaluierend in ein Passungsverhältnis bringen.¹⁹ Das bedeutet auch, dass die methodische Instrumentierung (die eingesetzten Techniken und Praktiken) normativ durch den legitimierenden Bezug auf die Qualitätskonventionen auch darauf hin evaluiert werden kann, ob diese die Theorieperspektive kohärent in eine Forschungspraxis überführen kann oder ob sie Eigenheiten im Zuge der Forschung aufweist, die im Widerspruch stehen zu den Konventionen und den Theorieprämissen.

Zusammen mit der Diskurstheorie ermöglichen die Qualitätskonventionen als methodologische Kriterien und als methodologische Logiken auch, dass die Forschungspraxis nun selbst auf »tieferer Ebene« eine eigene Kohärenz erhält. Qualitätskonventionen nehmen dann den Charakter der Episteme für die Forschung an, so wie Foucault die Funktion der jeweiligen Episteme für das wissenschaftliche Wissen in den drei von ihm untersuchten Epochen der Renaissance, der Klassik und der Moderne in »Die Ordnung der Dinge« aufgezeigt hat (Foucault 1971).²⁰ Ein Unterschied ist aber wichtig: anstatt epochal einheitliche kognitive Tiefenstrukturen zu sein, liegt eine Pluralität von Qualitätskonventionen als methodologischer Prinzipien vor. Zudem sehen sowohl die ANT als auch die EC die Qualitätskonventionen als in den passenden wissenschaftlichen Instrumentarien gestützt, materialisiert und verlängert (dies ist der aktuell gebliebene Einfluss der französischen Epistemologie). Erst Michel Serres (2002; Serres/Latour 2008) hat diese Ergänzung der Epistemologie um die erkennenden Objekte ausgearbeitet, die in »Die Ordnung der Dinge« (Foucault 1971) noch gefehlt hat und erst in späteren Arbeiten, wie »Überwachen und Strafen« (Foucault 1976) ist die Bedeutung von Erkenntnisdispositiven für das Anreizen, Gewinnen und Systematisieren von Wissen auch in der Foucaultschen Sozialtheorie hervorgetreten.

So tritt am Ende doch wieder das Anliegen hervor, Strukturalismus und Pragmatismus erneut aneinander zu vermitteln, indem Diskursforschung nun sowohl als angewandte Epistemologie (im Sinne einer naturalisierten Epistemologie) als auch als pragmatischen Normativität (im Sinne der Konventionentheorie) vorgestellt wird. Die Quali-

senschaftliches Gestaltungspotential für ihre Praxis erarbeitet, dies fußend auf Qualitätskonventionen und daraus abgeleiteten Qualitätskriterien, die über die interne Kohärenzprüfung hinausgehen. Gelingt dies nicht, wird die Diskursforschung marginalisiert werden, nicht nur weil sie rein selbstbezüglich operiert, sondern weil aus pragmatischer Perspektive eben auch die gelingende Anwendung in der verbessernden Gestaltung der Welt ein Element der Bewährung ist, in dem sich ihre Richtigkeit als Nützlichkeit erweisen kann. Das ist letztlich das pragmatische Verständnis von »Wahrheit« (James 1994).

19 Siehe für eine erste noch unvollständige Einforderung einer solchen Entwicklung diskursanalytischer Erklärungsleistungen, eigener Forschungsdesigns und Gütekriterien Diaz-Bone (2006b).

20 Bereits an anderer Stelle ist vorgeschlagen worden das Konzept der Qualitätskonvention auf das Foucaultsche Konzept der Episteme zu beziehen (Diaz-Bone 2015a, 2015c). In der Konventionentheorie gibt es einen ähnlichen Vorschlag von Bessy und Chateauraynaud (2014). Auch diese beiden stellen die sozio-epistemische Bedeutung von Konventionen heraus.

tätskonventionen und die damit kohärenten Instrumentarien sind hier nun die »Dispositive der Diskursforschung«, die – in eine reflexive wissenschaftliche Praxis einbezogen – nun systematisch Diskursanalysen als Gesellschaftsbeschreibungen zu realisieren ermöglichen.

Literatur

- Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.) (2014): *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. 2 Bände. Bielefeld: transcript.
- Austin, J. L. (1972): *Zur Theorie der Sprechakte. (How to do things with words.)* Stuttgart: Reclam.
- Bachelard, G. (1978): *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bachelard, G. (1988): *Der neue wissenschaftliche Geist*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bachelard, G. (1993): *Epistemologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bessy, C./Chateauraynaud, F. (2014): *Experts et faussaires. Pour une sociologie de la perception*. Paris: Editions Petra.
- Boltanski, L./Thévenot, L. (2007): *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bourdieu, P. (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2004): *Science of science and reflexivity*. London: Polity.
- Bourdieu, P./Chamboredon, J.-C./Passeron, J.-C. (1991): *Soziologie als Beruf*. Berlin: De Gruyter.
- Bourdieu, P./Wacquant, L. (1992): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bührmann, A./Schneider, W. (2008): *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*. Bielefeld: transcript.
- Callon, M. (1986): *Some elements of a sociology of translation: Domestication of the scallops and the fishermen of St. Brieuc bay*. In: Law, J. (Hrsg.): *Power, action and belief: A new sociology of knowledge*. London: Routledge, S. 196–233.
- Callon, M. (1998): *Introduction: The embeddedness of economic markets in economics*. In: Callon, M. (Hrsg.): *The laws of the markets*. Oxford: Blackwell, S. 1–57.
- Callon, M./Muniesa, F. (2005): *Economic markets as calculative collective devices*. In: *Organization Studies* 26(8), S. 1229–1250.
- Clarke, A. (2012): *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn*. Wiesbaden: VS.
- Corcuff, P. (2011): *Les nouvelles sociologies. Entre le collectif et l'individuel*. Paris: Armand Colin.
- Desrosières, A. (2003): *Managing the economy*. In: Porter, T./Ross, D. (Hrsg.): *The Cambridge history of science. Band 7: The modern social sciences*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 553–564.
- Desrosières, A. (2009): *How to be real and conventional: A discussion of the quality criteria of official statistics*. In: *Minerva* 47, S. 307–322.
- Desrosières, A. (2014): *Prouver et gouverner. Une analyse politique des statistiques publiques*. Paris: La Découverte.
- Desrosières, A. (2015): *Retroaction: How indicators feed back onto quantified actors*. In: Rottenburg, R./Merry, S./Park, S.-J./Mugler, J. (Hrsg.): *The world of indicators. The making of governmental knowledge through quantification*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 329–353.
- Dewey, J. (1998): *Die Suche nach Gewissheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dewey, J. (2002): *Logik. Theorie der Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Diaz-Bone, R. (2006a): Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse [48 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung 7(1), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/71/146> (Abruf 4.1.2017).
- Diaz-Bone, R. (2006b): Die interpretative Analytik als methodologische Position. In: Kerchner, B./Schneider, S. (Hrsg.): Foucault: Diskursanalyse der Politik. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 68–84.
- Diaz-Bone, R. (2007): Die französische Epistemologie und ihre Revisionen. Zur Rekonstruktion des methodologischen Standortes der Foucaultschen Diskursanalyse [65 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8(2), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/238> (Abruf 4.1.2017)
- Diaz-Bone, R. (2010): Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie. Wiesbaden: VS.
- Diaz-Bone, R. (Hrsg.) (2011a): Die Soziologie der Konventionen. Grundlagen einer pragmatischen Anthropologie. Frankfurt am Main: Campus.
- Diaz-Bone, R. (2011b): Die Performativität der Sozialforschung – Sozialforschung als Sozio-Epistemologie. In: Historical Social Research 36(1), S. 291–310.
- Diaz-Bone, R. (2013a): Situationsanalyse und Foucaultsche Diskursanalyse. Rezension von: Adele Clarke (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden: Springer VS. In: Zeitschrift für Diskursforschung 1(2), S. 189–193.
- Diaz-Bone, R. (2013b): Sozio-Episteme und Sozio-Kognition. Epistemologische Zugänge zum Verhältnis von Diskurs und Wissen. In: Viehöver, W./Keller, R./Schneider, W. (Hrsg.): Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 79–96.
- Diaz-Bone, R. (2014): Die Performativität der qualitativen Sozialforschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen. Wiesbaden: VS, S. 103–115.
- Diaz-Bone, R. (2015a): Die Sozio-Epistemologie als methodologische Position Foucaultscher Diskursanalysen. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Diskurs – Interpretation – Hermeneutik. 1. Beiheft der Zeitschrift für Diskursforschung. Weinheim: Beltz Juventa, S. 43–61.
- Diaz-Bone, R. (2015b): Die »Economie des conventions« – Grundlagen und Entwicklungen der neuen französischen Wirtschaftssoziologie. Wiesbaden: VS.
- Diaz-Bone, R. (2015c): Qualitätskonventionen als Diskursordnungen in Märkten. In: Diaz-Bone, R./Krell, G. (Hrsg.): Diskurs und Ökonomie. Diskursanalytische Perspektiven auf Märkte und Organisationen. Wiesbaden: VS, S. 309–337.
- Diaz-Bone, R. (2016): Convention theory, classification and quantification. In: Historical Social Research 41(2) S. 48–71.
- Diaz-Bone, R./Krell, G. (Hrsg.) (2015): Diskurs und Ökonomie. Diskursanalytische Perspektiven auf Märkte und Organisationen. Wiesbaden: VS.
- Diaz-Bone, R./Hartz, R. (Hrsg.) (in Vorbereitung): Dispositiv und Ökonomie. Diskurs- und dispositiv-analytische Perspektiven auf Organisationen und Märkte. Wiesbaden: VS.
- Dosse, F. (1996): Geschichte des Strukturalismus. Bd. 1: Das Feld des Zeichens, 1945–1966. Hamburg: Junius.
- Dosse, F. (1997): Geschichte des Strukturalismus. Bd. 2: Die Zeichen der Zeit, 1967–1991. Hamburg: Junius.
- Dosse, F. (1999): The empire of meaning. The humanization of the social sciences. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Dreyfus, H./Rabinow, P. (1987): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Eymard-Duvernay, F. (Hrsg.) (2006a): L'économie des conventions. Méthodes et résultats. Band 1: Débats. Paris: La Découverte.

- Eymard-Duvernay, F. (Hrsg.) (2006b): *L'économie des conventions. Méthodes et résultats. Band 2: Développements*. Paris: La Découverte.
- Eymard-Duvernay, F. (Hrsg.) (2012): *Epreuves d'évaluation et chômage*. Toulouse: Octarès Editions.
- Foucault, M. (1971): *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1973): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1977): *Sexualität und Wahrheit. Bd. 1. Der Wille zum Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1991): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Garcia-Parpet, M.-F. (2017): *Die soziale Konstruktion eines perfekten Marktes. Der Auktionsmarkt für Erdbeeren in Fontaines-en-Sologne*. Erscheint in: Diaz-Bone, R./Hartz, R. (Hrsg.): *Dispositiv und Ökonomie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Greimas, A. (1971): *Strukturelle Semantik. Methodologische Untersuchungen*. Braunschweig: Vieweg.
- Hacking, I. (1999): *Was heißt »soziale Konstruktion«?: Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Harris, Z. S. (1976): *Textanalyse*. In: Bense, E./Eisenberg, P./Haberland, H. (Hrsg.): *Beschreibungsmethoden des amerikanischen Strukturalismus*. München: Huber, S. 261–302.
- Helsloot, N./Hak, T. (2007): *Pêcheux's contribution to discourse analysis*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 7(2).
- Hak, T./Helsloot, N. (Hrsg.) (1995): *Michel Pêcheux. Automatic discourse analysis*. Amsterdam: Rodopi.
- Husserl, E. (1996): *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*. Hamburg: Meiner.
- Jäger, S. (2012): *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. Münster: Unrast.
- James, W. (1994): *Der Pragmatismus. Ein neuer Name für eine alte Denkmethode*. Hamburg: Meiner.
- James, W. (2006): *Pragmatismus und radikaler Empirismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kendall, G./Wickham, G. (1999): *Using Foucault's methods*. London: Sage.
- Keller, R. (2011): *Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2015): *Diskurs – Interpretation – Hermeneutik. 1. Beiheft der Zeitschrift für Diskursforschung*. Weinheim: Beltz Juventa
- Latour, B. (1998): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Latour, B. (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lepénies, W. (1978): *Vergangenheit und Zukunft der Wissenschaftsgeschichte – Das Werk Gaston Bachelards*. In: Bachelard, G. (1978): *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–34.
- MacKenzie, D. (2006): *An engine, not a camera: How financial models shape markets*. Cambridge: MIT Press.
- MacKenzie, D./Millo, Y. (2003): *Constructing a market, performing theory: The historical sociology of a financial derivatives exchange*. In: *American Journal of Sociology* 109(1), S. 107–145.
- Marttila, T. (2010). *Constrained constructivism in post-structural discourse analysis*. In: *Sociologia Internationalis* 48(1), S. 91–112.
- Marttila, T. (2015a): *Post-foundational discourse analysis: From political difference to empirical research*. London: Palgrave Macmillan.
- Marttila, T. (2015b): *Post-foundational discourse analysis: A suggestion for a research program [58 paragraphs]*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 16(3), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2282/3863> (Abruf 4.1.2017).

- Nachi, M. (2006): Introduction à la sociologie pragmatique. Paris: Armand Colin.
- Pêcheux, M. (1969): Analyse automatique du discours. Paris: Dunod.
- Pêcheux, M. (1988): Sind die Massen ein beseeltes Objekt? In: KulturRevolution 17/18, S. 7–12.
- Pêcheux, M. (1995a): Automatic discourse analysis. In: Hak, T./Helsloot, N. (Hrsg.): Michel Pêcheux. Automatic discourse analysis. Amsterdam: Rodopi, S. 63–121.
- Pêcheux, M. (1995b): Three stages of discourse analysis. In: Hak, T./Helsloot, N. (Hrsg.): Michel Pêcheux. Automatic discourse analysis. Amsterdam: Rodopi, S. 235–241.
- Rheinberger, H.-J. (2004): Bachelard und der Begriff der »Phänomenotechnik«. In: Schalenberg, M./Walther, P. (Hrsg.): »... immer im Forschen bleiben«. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 297–310.
- Rheinberger, H.-J. (2007): Historische Epistemologie zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Serres, M. (2002): Gnomon: Die Anfänge der Geometrie in Griechenland. In: Serres, M. (Hrsg.): Elemente einer Geschichte der Wissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 109–175.
- Serres, M./Latour, B. (2008): Aufklärungen. Fünf Gespräche mit Bruno Latour. Berlin: Merve.
- Storper, M./Salais, R. (1997): Worlds of production. The action frameworks of the economy. Cambridge: Harvard University Press.
- Wrana, D. (2006): Das Subjekt schreiben. Subjektivierung und reflexive Praktiken in der Weiterbildung – Eine Diskursanalyse. Baltmannsweiler: Schneider.
- Wrana, D. (2012): Diesseits von Diskursen und Praktiken. Methodologische Bemerkungen zu einem Verhältnis. In: Friebertshäuser, B./Kelle, H./Boller, H./Bollig, S./Huf, C./Langer, A./Ott, M./Richter, S. (Hrsg.): Feld und Theorie. Opladen: Budrich, S. 185–200.
- Wrana, D. (2015): Zur Methodik einer Analyse diskursiver Praktiken. In: Schäfer, F./Daniel, A./Hillebrandt, F. (Hrsg.): Methoden einer Soziologie der Praxis. Bielefeld: transcript, S. 121–143.
- Wrana, D./Langer, A. (2007): An den Rändern der Diskurse. Jenseits der Unterscheidung diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8(2), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/253/557> (Abruf 4.1.2017)

Anschrift:

Prof. Dr. Rainer Diaz-Bone
 Soziologie - qualitative und quantitative Methoden
 Soziologisches Seminar der Universität Luzern
 Frohburgstrasse 3
 CH-6002 Luzern
 rainer.diazbone@unilu.ch

Frank Neubert

»Religion« konstituieren

Über die Rollen von Religionsforschung in europäischen Religionsdiskursen

Zusammenfassung: Der Beitrag fragt nach den historischen Entwicklungen, in denen Religionswissenschaft und andere religionsbezogene Disziplinen seit dem 19. Jahrhundert selbst Teil der von ihr erforschten Religionsgeschichte wurden. Ich stelle dabei Grundzüge einer Theorie der diskursiven Konstitution von »Religion« vor. Für den Beitrag stehen theoretische Überlegungen im Vordergrund, die von der These einer doppelten Beziehung der Religionswissenschaft zu »Religion« ausgehen: Religionswissenschaft und das weitere Feld der Religionsforschung haben »Religion« zum Gegenstand und zum konstitutiven Außen. Die den Aufsatz leitende Frage lautet: Wie wird der Gegenstand »Religion« diskursiv konstituiert und welche Rolle spielt/e dabei Religionswissenschaft mit ihren religionsgeschichtlichen Forschungen und ihren theoretischen Leistungen der Definition und Systematisierung von »Religion«?

Schlagwörter: Religion, Religionswissenschaft, Theologie, Religionsdiskurs, Yoga, Buddhismus, ISKCON

Abstract: The following article is concerned with the historic developments, through which the science of religion and other forms of scientific religious studies since the 19th century become themselves entangled with their topic of research, the history of religion. I thereby suggest the general outline of a theory of the discursive constitution of »religion«. The article focuses on theoretical reflections regarding a double link between religious studies and »religion«: regarding the field of religious studies, religion serves at the same time as a topic of research and as a form of constitutive exterior. The leading question of this article can thereby be formulated in the following way: How is »religion« discursively constituted as a research object and what kind of a role do religious studies and sciences play with their religious-historical research and their theoretical efforts of definition and systematization within this process of discursive constitution?

Keywords: religion, study of religions, theology, discourse on religion, Yoga, Buddhism, ISKCON

Einleitung

Zu Beginn meiner Ausführungen steht eine These, die in ihren Konsequenzen – wie mir scheint – in der Religionsforschung und speziell in der Religionswissenschaft¹ wenig beachtet wird: »Religion«, was immer das sei, ist mit Blick auf Religionswissenschaft und das weitere Feld der Religionsforschung in zweierlei Hinsicht Identitätsmarker: als Forschungsgegenstand *und* als konstitutives Außen. Beide Seiten sind eng miteinander ver-

1 Religionsforschung meint hier ein grösseres religionsbezogenes Forschungsfeld, während Religionswissenschaft eine eigenständige Disziplin bezeichnet.

bunden, haben aber ihre je eigenen Auswirkungen auf wissenschaftshistorische Entwicklungen und die Rolle der Religionsforschung für die von ihr untersuchte Religionsgeschichte selbst.

Einleitend zu meinem Beitrag werde ich diese These erläutern, bevor ich im Hauptteil einige theoretische Grundüberlegungen anstelle und diese mit knapp skizzierten Beispielen dafür illustriere, wie Religionsforschung aus der genannten Spannung heraus selbst an den Transformationsprozessen ihres Gegenstandes beteiligt ist und ihn dadurch mitbestimmt, konstituiert und reifiziert. Anders gesagt: Die Geschichte der Religionswissenschaft ist integraler Bestandteil der Religionsgeschichte, die sie erforscht – wie bereits Hans Kippenberg (1997), Burkhard Gladigow (2005) und andere im Rahmen des Ansatzes einer Europäischen Religionsgeschichte gezeigt haben. Durch ihre forschende, publizierende und lehrende Tätigkeit haben Religionswissenschaftler und Religionswissenschaftlerinnen seit den Anfängen der disziplinären Ausdifferenzierung aktiv zur Konstitution des Gegenstandes »Religion« in seinen jeweiligen Ausprägungen beigetragen. Dies zu sagen geschieht allerdings nicht in der Absicht einer polemischen Kritik oder gar einer Auflösung der ganzen Disziplin, wie das in der Religionswissenschaft oft verstanden wird (vgl. bspw. Kleine 2016, S. 80), wodurch Ansätze der Diskursforschung noch oft einen schweren Stand haben. Vielmehr geht es um die kritische Auseinandersetzung mit einem – in Anlehnung an Rainer Diaz-Bone (in diesem Band) – normalen Prozess, welcher der Reflexion und methodologischen Kontrolle bedarf. Mein Aufsatz möchte dazu einen Beitrag leisten, indem er die Funktionsweisen solcher diskursiven Konstitutions- und Reifikationsprozesse thematisiert und hierfür ein diskurstheoretisches Modell vorstellt. Das theoretische Modell der diskursiven Konstitution von »Religion« soll in diesem Sinne einen Hintergrund bieten, vor dem eine religionswissenschaftliche Forschung möglich ist, die die Konstitutionsprozesse integrativ mitreflektiert.

Die zwei Gesichter von »Religion« in der Religionswissenschaft

Nochmals also: »Religion« ist mit Blick auf die Religionswissenschaft in zweierlei Hinsicht Identitätsmarker: als Gegenstand, den Religionswissenschaft behandelt, und als konstitutives Außen, von dem Religionswissenschaft sich abgrenzt.

1. Als Gegenstand wird »Religion« herangezogen als Definitionskriterium der Disziplin, manchmal sogar als einzig mögliches: Religionswissenschaft ist, was sie ist, weil sie sich mit »Religion« oder »Religionen« beschäftigt und weil es wichtig ist, das zu tun. Klassisch erfolgt diese Beschäftigung seit Joachim Wach in den 1920er Jahren in zwei Weisen: Einerseits als systematische Erforschung von »Religion« über theoretische und methodologische Reflexion, die hauptsächlich um die Frage der Definition eben dieses Gegenstandes kreist, und andererseits als historisch-empirische Forschung über »Religionen«. Dabei muss man wohl bei der Verselbständigung der akademischen Disziplin Religionswissenschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Paradigma der so genannten klassischen Religionsphänomenologie (Waardenburg 2001) als konstitutiven Faktor an-

setzen.² Dieser Ansatz – in Europa vor allem in Arbeiten aus Deutschland und den Niederlanden repräsentiert – ermöglichte erst die institutionelle Loslösung der Disziplin aus der Theologie und ihre Trennung von der Philosophie. Dies wurde damals dadurch erreicht, dass man »Religion« als einen Phänomenbereich *sui generis* voraussetzte, der eine Reduktion auf »nicht-religiöse« Faktoren nicht zuließe und deshalb eine eigene, spezialisierte Art der wissenschaftlichen Auseinandersetzung erforderlich machen würde. Religionswissenschaft gewann ihre Eigenständigkeit (auch) aus dieser Charakterisierung ihres Forschungsgegenstandes. Das Postulat eines eigenständigen Phänomenbereichs »Religion« ließ es als natürlich und legitim erscheinen, dass eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin sich mit ihm zu befassen hat. Diese Selbstverständlichkeit geriet allerdings schnell ins Wanken, und die Suche nach alternativen Definitionen rückte vom Rand der Religionswissenschaft in ihren Mittelpunkt.

Allerdings ist Religionswissenschaft nicht die einzige Disziplin, die sich mit dem Gegenstand »Religion« befasst. Teilgebiete anderer Fächer wie der Soziologie, Psychologie, Geographie, Sozialanthropologie oder der Theologien erheben denselben Anspruch. Man steht miteinander in (zumindest indirektem) Austausch, und so entsteht ein Feld, das für gewöhnlich als »Religionsforschung« bezeichnet wird. Auch für dieses Feld gilt: Der Gegenstand »Religion« hält das Feld zusammen, gibt ihm so etwas wie eine Identität.³ Der Religionswissenschaft als Spezialdisziplin fällt es nach meiner Beobachtung zunehmend schwer, sich in diesem Feld unabhängig von institutionellen Realitäten auch *inhaltlich* als eigenständige Disziplin zu behaupten, da eine Identifikation über den Gegenstand dafür offensichtlich nicht ausreichend sein kann. Das Problem entsteht deshalb, weil sich die Religionswissenschaft in den theoretischen und methodischen Ansätzen nicht von Zugängen aus anderen Disziplinen unterscheidet, ja sich ein »Borgen« von theoretischen und methodischen Zugängen zu den Gegenständen in Ermangelung eigener Ansätze sogar selbst auf die Fahnen schreibt. Ein Grund dafür ist sicher das bereits angedeutete Ende der klassischen Religionsphänomenologie ab den 1960er Jahren, denn Religionsphänomenologie als theoretischer Rahmen und Methode war bis dahin der bestimmende Marker religionswissenschaftlicher Identität gewesen. Sie sollte als identitätsbestimmender Marker durch die bereits auf Joachim Wach (1924) zurückgehende, unbestimmte Formulierung »systematische Religionswissenschaft« ersetzt werden, was zwar für lange Zeit *begrifflich* von Erfolg gekrönt war, aber kaum *inhaltlich* (vgl. Schlieter 2010). Das Ende des Paradigmas Religionsphänomenologie wurde eingeläutet, als ab den 1970er Jahren jüngere Religionswissenschaftlerinnen und Religionswissenschaftler in ihm selbst »religiöse« Züge erkannten und damit die Religionsphänomenologie dem Gegenstandsbereich zuwiesen, zu dem sie auf grössere Distanz gehen wollten. Die Religi-

2 Nach dem methodisch und theoretisch sehr begründeten Niedergang der klassischen Religionsphänomenologie hat es in der Religionswissenschaft kein vergleichbar wirkungsvolles Paradigma im Sinne eines die Disziplin einenden, Forschungen normalerweise anleitenden und den Forschenden oft nicht explizit bewussten Grundansatzes (Kuhn 1976) mehr gegeben. Der Religionsphänomenologie muss man diese Rolle bis in die 1960er und 1970er Jahre hinein durchaus zugestehen.

3 In einer Art Umkehrung ist auch schon die These vertreten worden, »Religion« sei, womit sich Religionsforschung beschäftigt.

onsphänomenologie wurde damit nicht nur als Teil des Gegenstandsbereichs »entlarvt«, sondern auch – als altes, *ad acta* gelegtes Paradigma und als selbst »religiöses« Unternehmen – zum konstitutiven Außen der sich neu ausrichtenden Religionswissenschaft. Damit sind wir beim zweiten Teil meiner Ausgangsthese.

2. »Religion« ist für Religionswissenschaft und für das weitere Feld der Religionsforschung nicht nur Gegenstand, sondern auch konstitutives Außen: Religionswissenschaft will selbst weder »Religion« sein noch »Religion« in irgendeiner Weise betreiben. Religionswissenschaft gewinnt ihre Identität auch aus dieser negativen Klassifikation. Der Anspruch, »Religion« wertfrei, von außen, neutral, objektiv – oder welche Begriffe auch immer verwendet werden – zu beschreiben, lässt sich bis in die früheste Verwendung des Wortes Religionswissenschaft im frühen 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Es ging in diesen aus den Theologien erwachsenen Ansätzen darum, »Religionen« zu vergleichen, um die beste »Religion« entweder herausfinden oder aber entwickeln zu können. Dass dabei das wissenschaftliche Ziel (die ideale »Religion« herauszufinden) und die je eigene christliche Herkunftstradition häufig sehr nahe beieinanderlagen oder deckungsgleich waren, sei hier vernachlässigt. Um zunächst einmal grundsätzlich vergleichen zu können, war es notwendig, allen »Religionen« – inklusive nicht existenten aber theoretisch möglichen – »unvoreingenommen zu begegnen«, wie beispielsweise Bernard Bolzano in seinen Vorlesungen und Vorarbeiten zum ersten »Lehrbuch der Religionswissenschaft« um 1814 an der katholischen theologischen Fakultät der Universität Prag forderte (Bolzano 1994). Bis ins späte 20. Jahrhundert blieb eines der wesentlichen Merkmale von Religionswissenschaft, mit der jede und jeder Studierende sich meist anhand der »Grundzüge der Religionswissenschaft« von Fritz Stolz auseinanderzusetzen hatte, die »Außenperspektive« auf den Gegenstand »Religion« und damit eine grundlegende Differenz zwischen beiden, die gegenüber »Religion« immer wieder verteidigt werden musste (Stolz 1997, S. 39–44).

Dass »Religion« konstitutives Außen für Religionswissenschaft ist, zeigt sich wohl am deutlichsten an der seit den Anfängen der Disziplingeschichte fortlaufenden und sich kaum je weiterentwickelnden Abgrenzung der Religionswissenschaft von »der Theologie« (wie es meist heißt). Diese wird dabei geradezu zur Verkörperung von »Religion«, gegen die sich Religionswissenschaft als »Wissenschaft« abgrenzt. Dabei wird die für den Diskurs der Moderne konstitutive Unterscheidung von »Wissenschaft« und »Religion« als Hintergrundfolie herangezogen, gemäß der »Wissenschaft« für die rationale, sich zunehmend säkularisierende Moderne steht und »Religion« die irrationale Vormoderne repräsentiert (vgl. Seiwert 1995). Theologinnen und Theologen werden dann oft zu »Forschungsobjekten« erklärt. Ihre Existenzberechtigung an der Universität wird in Frage gestellt – und dies beileibe nicht nur und vielleicht nicht einmal am vehementesten aus den Reihen der Religionswissenschaft. Bei aller Ideologisierung dieser Frage ist das aus meiner Sicht primär ein Auswuchs des Klassifizierungsproblems um die Kategorie »Religion«. Kurz gesagt: »Theologie« gilt oftmals als »Religion« und nicht als »Wissenschaft«, wodurch ihr die legitime Ansiedlung an der Wissenschaftsinstitution Universität letztlich abgesprochen wird. Demgegenüber weisen Theologinnen und Theologen immer wieder auf die »Wissenschaftlichkeit« ihres Tuns hin und stellen die Zugehörigkeit zu (einer) »Religion« zumindest in den Hintergrund. Ich möchte mich im Folgenden den in

solchen Äußerungen verhandelten Klassifikationsprozessen und ihren Wirkungen zuwenden, ohne hier weiter auf die Debatten zwischen Religionswissenschaft und Theologien einzugehen.⁴

Zur diskursiven Konstitution von »Religion«⁵

In der doppelten Beziehung zu »Religion« konstituiert Religionsforschung – ich spreche im Folgenden mehr vom breiten Feld als von der engeren Disziplin – »Religion« zweifach: einmal als Gegenstand von Erkenntnis, den es zu definieren gilt,⁶ und einmal als ein Objekt, gegenüber dem sie sich direkt verhält – meist abgrenzend, manchmal auch bevormundend. Hier tun sich einige Fragen, Ambivalenzen, Dilemmata auf, die sich aus meiner Sicht in einem diskursiven Ansatz erfassen lassen, der das Tun der Religionsforschung als Teil des Gegenstandsbereichs mit in die Untersuchung einbezieht, wie es bereits Kippenberg (1983), Tenbruck (1993) oder von Stuckrad (2006) gefordert haben. Die aus meiner Sicht zentrale Frage lautet dabei nicht, was »Religion« sei und wie man sie von anderen Bereichen unterscheiden könnte. Vielmehr muss es darum gehen, wie »Religion« als Gegenstand von Erkenntnis *und* als Objekt von Forschungen konstituiert wird, gegenüber dem Akteurinnen und Akteure sich verhalten (können). Ich bezeichne diesen Prozess als die *diskursive Konstitution von »Religion«* (Neubert 2016). In der Untersuchung dieses Konstituierungsprozesses kann (und muss) dann weiter gefragt werden, welche Rolle dabei Religionsforschung mit ihren Definitionen und Theorien gespielt hat.

Die diskursive Konstitution von »Religion« spielt sich primär ab in Auseinandersetzungen um die Zuordnung von Gruppen, Personen, Objekten, Geschichten, Handlungen, Texten etc.⁷ zur Kategorie »Religion«, oder ihren Ausschluss aus dieser Kategorie. Aufgrund historischer, politischer, ökonomischer und anderer Machtverhältnisse verfestigen sich einzelne solcher Zuordnungen zu einer Art von diskursivem Wissen. Dieses ist im Untersuchungsmaterial in Form von Topoi (in verschiedenen Äußerungen und Kontexten gleichförmig wiederholten Zuordnungen) und impliziten Hintergrundannahmen fassbar, die Kocku von Stuckrad (2013, S. 10) treffend mit dem Begriff »tacit knowledge« beschrieben hat. Bestimmten Dingen ist so im Diskurs zugewiesen, dass es sich um »Religion« oder etwas »religiöses« handelt. In einem gegebenen sozialen und diskursiven Kontext gilt dies zu einem bestimmten Zeitpunkt normalerweise für eine Vielzahl von Gegenständen, deren Kategorisierung als »Religion/religiös« den meisten Diskursbeteiligten mehr oder weniger einsichtig ist. Ausgehend von diesem Wissen um die Ausdehnung der Kategorie »Religion« sind nun auch implizite und explizite Definitionen möglich, die zumeist versuchen, ausgehend von einer breiten Schau auf die als »Religion« klassifizierten Gegenstände deren gemeinsame Merkmale zu erfassen. Primär *berück-*

4 Vgl. für einen neueren Abgrenzungsversuch bspw. Kollmar-Paulenz (2005). Eine ausführlichere Diskussion meiner These findet sich in Neubert 2016 (S. 175 ff.).

5 Ich versuche hier eine Zusammenfassung dessen, was in Neubert (2016) ausführlich dargelegt wird.

6 Zur Problematik von Religionsdefinitionen siehe Neubert (2016, Kap. II).

7 Wenn ich im Folgenden von »Gegenständen« spreche, meint der Begriff all dies.

sichtigen solche Bestimmungsversuche jedoch nicht gegebene Eigenschaften der klassifizierten Elemente als Definitionskriterien. Vielmehr wird eine Ähnlichkeit dieser Elemente aufgrund von gemeinsamen Eigenschaften überhaupt erst *nach* dem ursprünglichen Klassifizierungsakt erkennbar (vgl. Douglas 1986). Definitionen *klassifizieren* daher weniger als sie *Normen schaffen*, anhand derer Zuordnungen erfolgen sollen. Die als paradigmatische Beispiele die Definitionen bestimmenden Gegenstände sind, wie es Giorgio Agamben (2009, S. 33) ausgedrückt hat, weniger theorieleitende Instrumente von Wissenschaftlichkeit als vielmehr analogieleitende Instrumente des Diskurses. Dies wird beispielsweise dann ersichtlich, wenn die »Monotheismen« und besonders das Christentum im 19. Jahrhundert zum Leitparadigma für die Formulierung der Kategorie der »Weltreligionen« (Masuzawa 2005) und dann auch allgemeiner Religionsbegriffe wurde und dies manchmal – zum wissenschaftlichen Kriterium erhoben – bis heute so beibehalten wird (z. B. Kleine 2010).

Die Kategorisierung von Gegenständen als »Religion« entspricht in diesen Prozessen in meiner Interpretation nicht nur einer Kategorisierung, sondern darüber hinaus viel bedeutsamer auch einer sozialen Statuszuweisung im Sinne von John Searle (vgl. Rota 2015). Ich betrachte dabei die von Searle beschriebene konstitutive Regel »X gilt als Y in C« (Searle 2009, S. 106) in konkretisierter Form als die in sozialen und diskursiven Kontexten jeweils gültige (aber sich dynamisch weiterentwickelnde) Regelung *X gilt als »Religion« oder »religiös« in C*. Dabei bezeichnet X die Gegenstände, denen jeweils der Status »religiös« zugewiesen wird, und C den sozialen und diskursiven Kontext, in dem diese Zuordnung Gültigkeit besitzt. Durch solche Zuordnungen wird den Gegenständen X immer ein Status vermittelt, der sie verändert: Als »Religion« unterliegen sie gewissen, je nach Kontext unterschiedlichen Sonderregelungen (beispielsweise Steuerbefreiung, Recht auf freie Religionsausübung), Verpflichtungen (beispielweise Beteiligung am interreligiösen Dialog, Beitrag zum Weltfrieden) oder Verdächtigungen (Gefahr von Fundamentalismus, Terror und Missionseifer) und einer damit einhergehenden speziellen Beobachtung durch die umgebende Gesellschaft. Mit der Kategorisierung als »Religion« oder der expliziten Ablehnung dieser Zuordnung sind kontextuell also weitere Implikationen verbunden: Rechte, Verpflichtungen, Nachteile, Vorurteile und Ansprüche. Ich erinnere an die Vorzüge der Religionsfreiheit, an Diskriminierung aufgrund von Religionszugehörigkeit, an Steuerbefreiung für religiöse Körperschaften, aber auch an die den »Religionen« oft zugeschriebenen Fähigkeiten zum Entfachen oder Beilegen von Konflikten und die sich daraus ergebende kritische Beobachtung durch Öffentlichkeit und Medien.

Indem Kategorisierungen als »Religion« solche Implikationen hervorrufen, entstehen Interessen, die Gruppen oder Personen daran entwickeln, als »Religion« zu gelten oder nicht zu gelten. Dies führt zu Handlungsstrategien, die darauf ausgerichtet sind, die geltenden Zuordnungsregeln zu erfüllen, um die Klassifikation als »Religion« zu bewirken, oder aber bestimmte Eigenschaften nicht zu haben, um dies eben zu umgehen. Bourdieus Konzept des »praktischen Interesses« ist hier zur Analyse hilfreich, verstanden als jenes Interesse,

»dem an der Existenz oder Nichtexistenz eines fraglichen Objekts etwas liegt [...]; es ist, anders gesagt, das Interesse für Objekte, deren Existenz und Fortbestand direkt oder indirekt über meine Existenz und soziale Fortdauer, über meine soziale Identität und Position gebieten.« (Bourdieu 2011, S. 226)

Wenn eine Kategorisierung als »Religion« also in verschiedenen sozialen Kontexten Vorteile (finanzieller, politischer, rechtlicher Art etc.) mit sich bringt, um die zu kämpfen es sich lohnt, dann ist damit ein solches praktisches Interesse präjudiziert. Mit dem Interesse *für* »Religion« geht damit auch ein Interesse *an* »Religion« einher – ein Interesse, »Religion« überhaupt wahrzunehmen. Diskurstheoretisch gewendet kann man formulieren, dass Akteurinnen und Akteure Interesse an der diskursiven Konstitution von »Religion« als positiv gegebenem Gegenstand der sozialen Umwelt zeigen, zu dem sie selbst eine Zugehörigkeit behaupten oder von dem sie sich identitätskonstitutiv abgrenzen oder zu dem sie sich in anderer Weise in ein Verhältnis setzen können (Neubert 2016, Kap. IX.1). Dies zeigt sich beispielsweise im Fall von Yogastudios in den USA, die sich einerseits als religiös-spirituelle Einrichtungen definierten, als es 2009 in Missouri um Fragen der Besteuerung von Wellness- und Erholungsangeboten ging, unter die Yogastudios nach einer Gesetzesänderung fallen sollten. Andererseits präsentieren sich Yogastudios regelmäßig als säkulare Anbieter von Wellness- und Fitnessprogrammen, wenn es darum geht, in stark evangelikal geprägten Gegenden Fuß zu fassen und dabei nicht als »religiöse« Konkurrenz zu den christlichen Denominationen wahrgenommen zu werden (vgl. Ackermann 2011).

Neben solchen Äußerungen der Selbstzuordnung kann die Zugehörigkeit zur Kategorie »Religion« anderen Akteuren zu- oder abgesprochen werden. Ich erinnere als Beispiel an die Diskussionen im 19. Jahrhundert darüber, ob der Buddhismus eine »Religion« sei oder etwas Anderes, wie »Philosophie« oder »Ideologie«. Erst nach der hauptsächlich aus den Wissenschaften heraus legitimierten Beantwortung dieser Frage am Ende des 19. Jahrhunderts dahingehend, dass Buddhismus eine eigenständige »Religion« sei (vgl. Hermann 2015), wurde beispielsweise die Gründung buddhistischer Organisationen in Europa ermöglicht, die sich selbst als »religiös« verstanden und als »religiöse« Alternative zu den christlichen Denominationen auftreten konnten. Buddhistische Texte und Autoren verschwanden mehr oder weniger aus den Lehrbüchern der Philosophiegeschichte. Darstellungen »des Buddhismus« wurden produziert, die sich so eng wie möglich am Standard »Religionsdarstellung« orientierten. Sie stellten also Gründer, Texte, Lehren, Spezialistentum, Praktiken in den Mittelpunkt und beschrieben so die »Religion Buddhismus« als eine historisch langlebige, einheitliche Entität, die als »Religion« mit den kategoriebildenden Paradigmata Christentum und Islam nicht nur vergleichbar, sondern geradezu äquivalent war. Liest man heutige Darstellungen dieses Prozesses, dann entsteht – als Ergebnis der Verfestigung dieser Zuordnung – schnell der Eindruck, dass man sich kaum mehr vorstellen kann, dass »der Buddhismus« wissenschaftlich als etwas Anderes betrachtet werden könnte als eine »Religion«. Demgegenüber reicht ein kurzer Blick auf Quellen aus buddhistischen Kreisen um zu sehen, dass aus der Sicht vieler Menschen, die sich selbst als »Buddhistinnen« oder »Buddhisten« wahrnehmen, das Label

»Religion« gänzlich unzutreffend ist. Die Vielzahl existierender, widerstreitender Positionen, die um Einfluss kämpfen, lässt aus meiner Sicht für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Klassifikationsprozessen im Religionsdiskurs nur einen Schluss zu: Was in diesem Fall »der Buddhismus« *wirklich* sei, ist auf der Ebene der beobachteten Diskurse wichtig, für eine Untersuchung der beschriebenen Prozesse aus meiner diskurstheoretischen Perspektive als Fragestellung aber ausgeschlossen.

Ambivalenzen und Gegenkategorien

Noch etwas weiter historisch zurückgreifend kann man als ein weiteres Beispiel für die Verquickung von Religionsforschung und Religionsdiskursen auf die Rolle von Religionsforscherinnen und Religionsforschern bei der Herausbildung des modernen Konzepts »Religion« und seiner Ambivalenzen verweisen. Ich würde den Zeitpunkt der Festigung eines neuzeitlichen, komparativ einsetzbaren Religionsverständnisses etwa im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert ansiedeln (siehe bspw. Feil 1986; vgl. aber Bergunder 2011). Erst dort passiert es, dass Gegenstände unter dem Oberbegriff »Religionen« (im Plural) miteinander verglichen werden. In meiner bisher verwendeten Terminologie kann man sagen: Traditionen, Gruppen, Personen und so weiter wurden erst ab *dann* nach und nach als »Religionen« oder als »religiös« klassifiziert. Sie begannen, auch selbst aktiv diese Zuordnung in einem positiv besetzten Sinne zu benutzen, während andere sich davon explizit abgrenzten. Alle Seiten mit ihren jeweiligen Interessen und Positionierungsstrategien trugen damit zur neuzeitlichen Ambivalenz des Religionsbegriffs bei, die sich nicht nur in entstehenden akademischen Debatten bemerkbar machte, sondern sich auch in so genannten Alltagsverständnissen festsetzte (Neubert 2015). In den Zeiten und unter den historischen Verhältnissen der Französischen Revolution waren es besonders staatliche und andere politische Akteure, die eine strikte Trennung von »Religion« und »Staat« herbeiführen und dabei dem Staat Priorität einräumen wollten. Nicht »Religion« zu sein, wurde für Gruppen, Institutionen, Personen überhaupt erst im Zuge dieser Ausdifferenzierung eine Option; und eine Diskussion darüber, was Religion sei und was eine »Religion« oder etwas »Religiöses« ausmache, wurde diskursiv notwendig. In diesem Kontext betrat die Religionswissenschaft die Bühne, die sich mit ihren Ansätzen an den breiteren Diskussionen über »Religion« orientierte und damit die Ambivalenz des Religionsbegriffs von Anfang an inkorporierte. In der Geschichte der Religionstheorien war schon früh ein Reden über »Religion« nicht zu trennen von Reflexion über »Nicht-Religiöses« und »Säkulares« (Neubert 2011).

Im Gefolge des Kolonialismus wurde diese Ambivalenz von Religionskonzepten auch in einen zunehmend globalen Religionsdiskurs hineingetragen, setzte sich dort fort und intensivierte sich, wobei nun auch nicht in Europa beheimatete Personen und Gruppen die Kategorien benutzten und kreativ aneigneten. Ein prägnantes Beispiel für eine starke Positivbewertung von »Religion« ist die Idee eines kulturellen Austauschs, die im späten 19. Jahrhundert von indischen Intellektuellen wie Pandita Ramabai und Swami Vivekananda vertreten wurde. Sie stellten Indien als Mutterland von »Religion« einem zwar so-

zial und ökonomisch fortgeschrittenen, in »religiöser« Hinsicht aber verkümmerten »Westen« gegenüber und betrachteten ihre Reisen in die USA und nach Europa als Instrument eines Austauschs. Man wollte von den europäischen Staaten etwas über den Aufbau eines funktionierenden Staatswesens (beispielsweise für ein zukünftiges unabhängiges Indien) lernen und im Gegenzug die religiösen Lücken der Europäer schließen. Die Behauptung dieser Lücke kann einerseits als Folge der intensiven Diskussion um die Lösung und Privatisierung von »Religion« im »Westen« gesehen werden, die von der indischen Seite bereits als Zeichen fortschreitenden Religionsverfalls interpretiert wurde. Hier spielt eine Rolle, dass die Globalisierung des Religionsdiskurses im 19. Jahrhundert (Bergunder 2011) vorrangig von Religionsforschern und Missionaren (jeweils praktisch ausschließlich Männer) auf westlicher, religiösen Reformbewegungen und ihren Protagonisten auf indischer Seite getragen wurde. Während in Europa selbst »Säkularität« als Gegenpol ebenso mächtige Vertreter hatte und zu einem eigenen dominanten Diskurs der europäischen Moderne wurde, blieb sie in globalen Religionsdiskursen (vorerst) primär negativ konnotiertes Gegenbild zu »Religion«.

Wie an diesen Beispielen deutlich wird, steht in den Zuordnungs- und Abgrenzungskämpfen der Kategorie »Religion« immer die eine oder andere Gegenkategorie gegenüber, sei dies Philosophie, Wissenschaft, Politik, Fundamentalismus, sei es Magie, Ideologie, Spiritualität oder Sektiererei. Es lässt sich historisch jeweils zeigen, dass sich die hierarchischen Wertigkeiten zwischen diesen Kategorien in stetigem Wandel befinden, je nachdem, in welchen Kontexten die Kämpfe ausgetragen werden und wer gerade Zuordnungen vornimmt. Dies verdeutlichte ein weiteres Beispiel, in dem sich die Zuordnungen (a) zu widersprechen scheinen und (b) in relativ kurzer Zeit wandeln. Ich möchte kurz einige Aspekte aus der Geschichte der Hare-Krishna-Bewegung ansprechen. Die Hare Krishnas galten von den 1970er bis in die 1990er Jahren als gefährliche Psychosekte und Jugendkult, die den Bezug zur altherwürdigen »Religion« des Hinduismus nur vorgaukelt und so Jugendliche verführt und in die Irre leitet. Die Bewegung, deren offizieller Name »International Society for Krishna Consciousness« (ISKCON) lautet, galt geradezu als Gegenbild zu »richtiger Religion«. Ebenso erging es in der Zeit einer ganzen Reihe von Organisationen wie der Scientology, der Transzendentalen Meditation, der Osho-Bewegung oder den Zeugen Jehovas. Im Religionsdiskurs der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Europa und den USA waren »Sekten« der hauptsächliche Antagonismus zu »Religion«, ihr wichtigstes konstitutives Außen in vielen Kontexten. Religionswissenschaftlerinnen und Religionswissenschaftler äußerten sich hier – nach eigenem Verständnis – differenziert und neutral, was von den meisten anderen Diskursbeteiligten als Nähe zu den »gefährlichen Sekten« ausgelegt wurde und die Religionswissenschaft in eine subalterne Diskursposition drängte, über die sie heute noch oft genug klagt (vgl. Baumann 1995).

Im Falle der ISKCON passierten nun einige interessante Dinge: Einige Gurus griffen die oft berechtigten sachlichen Teile der Kritik seitens der Kirchen und der Politik auf, setzten Reformen durch und kommunizierten diese in die Öffentlichkeit. Gleichzeitig griffen sie auch die Argumente der Religionswissenschaftlerinnen und Religionswissenschaftler auf, viele Mitglieder der Bewegung erwarben gar selbst hohe akademische Qua-

lifikationen in Indologie und/oder Religionswissenschaft. Schliesslich brachte man sich ab den 1990er Jahren intensiv in Veranstaltungen des so genannten interreligiösen Dialogs ein und engagierte sich für Hindu-Migrantinnen und -Migranten in der ganzen Welt. Das Ergebnis all dieser Prozesse ist, dass es der ISKCON gelang sich als »Religion« zu positionieren und inzwischen aus den Debatten um »gefährliche Sekten« fast verschwunden zu sein.

Dabei profitierte die ISKCON wie auch einige andere Bewegungen sicher von einer radikalen Veränderung in westlichen Religionsdiskursen spätestens seit 2001, als »Fundamentalismen« und sogenannte »Nicht-Religionen« wie Atheismus oder der neue Humanismus immer mehr die Stelle des wichtigsten konstitutiven Außen zu »Religion« einnahmen und die »Sekten« diskursiv in der Bedeutungslosigkeit verschwinden ließen.

Schluss

Die notgedrungene Kurzfassung dieser Geschichte(n) zeigt meines Erachtens bereits die Bedeutung eines diskursiven Vorgehens: Sie tritt dann zutage, wenn es gelingt, diskursive Prozesse mit historischen und sozialen Transformationen in Einklang zu bringen und deren gegenseitige Bedingtheit auszuweisen. Diskursive Veränderungen beispielsweise in den Zuordnungsregeln zur Kategorie »Religion« können so als Erklärung für soziale und historische Prozesse herangezogen werden. Dazu ist es notwendig, selbst so weit wie möglich auf eine eigene Zuordnung zu verzichten. Anders gesagt: Ich interessiere mich nicht dafür, ob der Buddhismus eine »Religion« sei oder etwas anderes, ob staatliche Institutionen seit der Französischen Revolution wirklich »nicht religiös« seien, oder ob die ISKCON eine »Religion« sei, zurecht als »Sekte« kategorisiert wurde oder – wie in manchen Texten der Bewegung behauptet wird – gar in ihren Lehren »wissenschaftlich« sei. Ich interessiere mich auch nicht für die ISKCON oder den Buddhismus, weil sie »Religionen« *wären*, sondern weil sie Gegenstand von Auseinandersetzungen um die Zuordnung zu »Religion« oder den Ausschluss aus dieser Kategorie sind. Es geht mir damit um die methodische Anerkennung der Kontingenz von »Religion«-Zuordnungen und die Untersuchung der diskursiven wie auch nicht-diskursiven Prozesse, in denen konkrete Kategorisierungen Geltung gewinnen, hegemonial werden oder an Bedeutung verlieren. Der theoretisch postulierte Religionsdiskurs, der – wie gezeigt wurde – auch stark von den Aktivitäten der Religionsforschung mitgeprägt ist, bildet damit den Ausgangspunkt der Gegenstandsfindung von Religionswissenschaft, wenn diese sich ein Stück weit davon lösen möchte, »Religion« selbst zu konstituieren und zur Reifikation dieser Kategorie beizutragen.

Literatur

- Ackermann, M. (2011): Money Doesn't Grow on Tree-Pose. Eine diskursanalytische Untersuchung der Yoga-Steuer-Debatte von Missouri und der Debatte zur Kompatibilität von Yogapraxis und christlicher Identität bei Albert Mohler, unveröffentlichte Masterarbeit. Bern.
- Agamben, G. (2009): *Signatura rerum: Zur Methode*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baumann, M. (1995): »Merkwürdige Bundesgenossen« und »naive Sympathisanten«. Die Ausgrenzung der Religionswissenschaft aus der bundesdeutschen Kontroverse um neue Religionen. In: *Zeitschrift für Religionswissenschaft* 2, S. 111–136.
- Bergunder, M. (2011): Was ist Religion? Kulturwissenschaftliche Überlegungen zum Gegenstand der Religionswissenschaft. In: *Zeitschrift für Religionswissenschaft* 19, S. 3–55.
- Bolzano, B. (1834\1994): *Lehrbuch der Religionswissenschaft*. Stuttgart: Friedrich Frommann.
- Bourdieu, P. (1982): *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2011): Die Soziologie des Glaubens und der Glaube des Soziologen. In: Bourdieu, P. (Hrsg.): *Religion*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 225–230.
- Douglas, M. (1986): *How Institutions Think*. Syracuse: Syracuse University Press.
- Feil, E. (1986): *Religio. Die Geschichte eines neuzeitlichen Begriffs vom Frühchristentum bis zur Reformation*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Gladigow, B. (2005): *Religionswissenschaft als Kulturwissenschaft*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hermann, A. (2015): Unterscheidungen der Religion: Analysen zum globalen Religionsdiskurs und dem Problem der Differenzierung von »Religion« in buddhistischen Kontexten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Kippenberg, H. G. (1983): Diskursive Religionswissenschaft. Gedanken zu einer Religionswissenschaft, die weder auf einer allgemein gültigen Definition von Religion noch auf einer Überlegenheit von Wissenschaft basiert. In: Gladigow, B./Kippenberg, H. G. (Hrsg.): *Neue Ansätze in der Religionswissenschaft*. München: Beck, 9–28.
- Kippenberg, H. G. (1997): *Die Entdeckung der Religionsgeschichte: Religionswissenschaft und Moderne*. München: Beck.
- Kleine, C. (2010): Wozu außereuropäische Religionsgeschichte? Überlegungen zu ihrem Nutzen für die religionswissenschaftliche Theorie- und Identitätsbildung. In: *Zeitschrift für Religionswissenschaft* 18(1), S. 3–38.
- Kleine, C. (2016): Niklas Luhmann und die Religionswissenschaft: Geht das zusammen? In: *Zeitschrift für Religionswissenschaft* 24(1) S. 47–82.
- Kollmar-Paulenz, K. (2005): Für eine Klärung der Standorte. Zum Verhältnis von Religionswissenschaft und Theologie. In: *Reformatio: Zeitschrift für Kultur Politik Religion* 54(3), S. 175–181.
- Kuhn, T. S. (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Masuzawa, T. (2005): *The Invention of World Religions. Or, How European Universalism Was Preserved in the Language of Pluralism*. Chicago und London: University of Chicago Press.
- Neubert, F. (2011): Religion in der Gegenwart: Ein religionswissenschaftlicher Blick auf aktuelle Theorieansätze. In: Liedhegener, A./Tunger-Zanetti, A./Wirz, S. (Hrsg.): *Religion – Wirtschaft – Politik. Forschungszugänge zu einem transdisziplinären Feld (Religion – Wirtschaft – Politik 1)*. Zürich: PANO, S. 113–134.
- Neubert, F. (2014): Diskursforschung in der Religionswissenschaft. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): *Diskursforschung: Ein interdisziplinäres Handbuch, Band 1. Bielefeld: transcript*, S. 261–279.
- Neubert, F. (2015): Formierungen neuzeitlicher Religionsverständnisse. Eine Landpredigt zum Thema »Was ist Religion?« (1799). In: *Zeitschrift für Religionswissenschaft*, 23(2), S. 227–257.
- Neubert, F. (2016): *Die diskursive Konstitution von Religion*. Wiesbaden: VS.

- Rota, A. (2015): Religion as Social Reality: A Take on the Emic-Etic Debate in Light of John Searle's Philosophy of Society. In: *Method and Theory in the Study of Religion*, 28(4-5), S. 1–24.
- Schlieter, J. (2010): Paradigm lost? Europäische Religionsgeschichte, die Grundlagenkrise der »systematischen Religionswissenschaft« und ein Vorschlag zur Neubestimmung. In: *Bulletin der Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden* 36(1), S. 42–51.
- Searle, J. R. (2009): Was ist eine Institution? In: Diaz-Bone, R./Krell, G. (Hrsg.): *Diskurs und Ökonomie: Diskursanalytische Perspektiven auf Märkte und Organisationen*. Wiesbaden: VS, S. 85–107.
- Seiwert, H. (1995): Religion in der Geschichte der Moderne. In: *Zeitschrift für Religionswissenschaft* 3, S. 91–101.
- Stolz, F. (1997): *Grundzüge der Religionswissenschaft*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Tenbruck, F. (1993): Die Religion im Maelstrom der Reflexion. In: Bergmann, J./Hahn, A./Luckmann, T. (Hrsg.): *Religion und Kultur*. Köln: Westdeutscher Verlag, S. 31–67.
- Von Stuckrad, K. (2003): Discursive Study of Religion. From States of the Mind to Communication and Action. In: *Method and Theory in the Study of Religion* 15, S. 255–271.
- Von Stuckrad, K. (2013): Discursive Study of Religion: Approaches, Definitions, Implications. In: *Method and Theory in the Study of Religion* 25, S. 5–25.
- Wach, J. (1924): *Religionswissenschaft: Prolegomena zu ihrer wissenschaftstheoretischen Grundlegung*. Leipzig: Hinrichs.
- Waardenburg, J. (2001): Religionsphänomenologie 2000. In: Michaels, A./Pezzoli-Olgiati, D./Stolz, F. (Hrsg.): *Noch eine Chance für die Religionsphänomenologie?* Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 441–469.

Anschrift:

PD Dr. Frank Neubert
 Religionswissenschaftliches Seminar
 Universität Luzern
 Frohburgstrasse 3
 CH-6002 Luzern
 frank.neubert@doz.unilu.ch

David Atwood

Zur Politik des Ursprungs

Die Religionsgeschichte der Achsenzeit im 20. Jahrhundert

Zusammenfassung: Die »Politik des Ursprungs« bezeichnet die Konstruktion eines Handlungsprinzips, welches seine Legitimation durch ein »Schwellennarrativ« bezieht: eine an einem epochalen Ereignis festgemachte und durch diesen Ursprung legitimierende Sicht auf die »neue Welt«, die »neue Zeit« oder das »neue Paradigma«. Der Beitrag geht der »Politik des Ursprungs« am Beispiel der Konstruktion des Achsenzeitdiskurses nach und situiert diesen in der europäischen Religionsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Reifizierungen der Achsenzeitthese, wie sie verschiedene Autoren seit Alfred Webers und Karl Jaspers' Popularisierung unternommen haben, stellen folglich Aktualisierungen einer neuen Politik dar. Auch wenn der Beitrag die Erzählung der Achsenzeit als mythopoetische Konstruktion der europäischen Religionsgeschichte ausweist, zielt der Beitrag auf die Ausarbeitung eines Analyseinstruments zur allgemeinen Bestimmung von Schwellennarrativen. Dieses verknüpft unter der Bezeichnung der »temporalen Positionierungstechnologien« Ansätze aus der wissenssoziologischen Diskursanalyse, der Narratologie sowie der systematischen Religionswissenschaft.

Schlagwörter: Ursprung, Achsenzeit, Religionsgeschichte, Neuzeit, Schwelle, Zeitregime

Abstract: »Politics of origin« refers to the construction of a certain principle of action, which obtains its specific legitimation through a narrative of thresholds: a perspective regarding the »new world«, »new order« or »new paradigm«, which is linked to a certain epochal event and which derives its legitimation through the emphasis of this origin. The following article debates »politics of origin« by reference to the empirical investigation of the construction of a discourse of »Axial Age« within the European history of religions of the 20th century. Reifications of the thesis of »Axial Age«, like certain authors have tried to do following its popularization by Karl Jaspers and Alfred Weber, can therefore be understood as actualizations of a new politics. Even though the article conceptualizes the narrative of »Axial Age« as a mytho-poetical construction by the histories of religion, it also tries to develop an analytical tool for the general study of threshold-narratives. This analytical tool links approaches and concepts from the Sociology of Knowledge Approach to Discourse, narratology as well as systematic science of religion under the term »temporal technologies of positioning«.

Keywords: origin, axial age, history of religion, modernity, threshold, regime of historicity

Schwellenerzählungen und temporale Positionierungstechnologien

Zeitdiagnosen weisen eine Bauanleitung auf. Ob sie wissenschaftlicher, journalistischer, populärphilosophischer oder anderer Provenienz sind, basieren sie doch gleichermaßen auf einer »Konstruktion, die aus kleinen, bereichsspezifischen Phänomenen gesellschaftliche Globaltransformationen schmiedet« (Osrecki 2011, S. 193). Dies gilt, wie Fran Osrecki und Alexander Bogner (2012) darstellen, für verschiedene Diagnosen wie etwa diejenige der Risikogesellschaft, der Diagnosegesellschaft, der Wissensgesellschaft u.v.m. Die monofaktorielle »pars-pro-toto«-Logik, die ich im Folgenden als *Zentrierung* be-

zeichne, ist indessen nur eine »temporale Positionierungstechnologie«, mit der die Form der Zeitdiagnose narrativ konstruiert wird. Neben der Zentrierung werden im folgenden Beitrag weitere temporale Positionierungstechnologien am Beispiel der religionsgeschichtlichen These der »Achsenzeit« erarbeitet, die ungeachtet ihrer historischen Thematik eine Zeitdiagnose beinhaltet.

Die Ende des 18. Jahrhunderts auftretende Achsenzeitthese postuliert einen welthistorischen Umbruch zwischen etwa 800 und 200 vor unserer Zeit. In dieser Epoche sollen, je nach Formulierung, die »großen Religionen«, Philosophien, Welt- und Geschichtskonzeptionen entstanden sein, welche die Menschheit als Ganzes bis heute prägen – so das geschichtsphilosophisch-diagnostische Postulat. Dabei möchte ich zweierlei zeigen: einerseits wird die Achsenzeit als philosophische oder soziologische Ordnungsgeschichte des 19. und 20. Jahrhundert ausgewiesen und damit in die europäische Religionsgeschichte (Gladigow 2006) integriert.¹ Das Narrativ der Achsenzeit wird somit als chronopolitische Ordnungsgeschichte der Moderne sichtbar. Dies verweist zudem darauf, wie Religionsgeschichtsschreibung als Ordnungsgeschichte zweiter Ordnung sichtbar wird. Andererseits möchte ich zeigen, wie Zeitdiagnosen hinsichtlich ihrer »formalen Struktur« (Keller 2011, S. 100) analysiert werden können. Dies soll über eine Verbindung von wissenssoziologischer Diskursforschung, Narratologie und Metaphernanalyse (u.a. Maassen/Weingart 2000; Lakoff/Johnson 1980) sowie systematischer Religionswissenschaft erreicht werden. Dabei wird auf narrative Struktur, auf mythopoetische Deutungsmuster und chronopolitische Orientierungsleistungen geachtet: »temporale Positionierungstechnologien« als Formationsregeln chronopolitischer Narrationen verweisen auf die Anlehnungen aus der Diskursforschung. Diese Perspektivierung erlaubt danach zu fragen, wie ein bestimmtes Wissen über Religion in der Geschichte – in diesem Falle der des 20. Jahrhunderts – verortet wird und wie politische Handlungsanleitungen mit bestimmten postulierten Brüchen – Schwellen – begründet werden.

Die Achsenzeitthese beinhaltet eine religionsgeschichtlich argumentierende, aber philosophisch und soziologisch akzentuierte Erzählung, welche nichts weniger als die Antwort auf die Frage nach den »Wurzeln der Moderne« (Metzler 2013, S. 173) zu geben versucht. Damit tritt die These in den Bereich der mythopoetischen Geschichtserzählungen, wenn unter Mythos nicht nur in polemischer Absicht »falsche Geschichten« oder Unwahrheiten verstanden werden, sondern Erzählungen gemeint sind, die durch die Imagination einer paradigmatischen Geschichte die Welt raum-zeitlich ordnen und damit Handlungsanweisungen für Individuen wie für Kollektive anbieten. Durch einen offeneren Mythosbegriff werden Zeitdiagnosen explizit in die noch zu bestimmende Nähe zum Mythos gerückt, was die religionswissenschaftliche Perspektivierung des Beitrags verdeutlicht. Der Fokus auf die Verbindung von politischen Handlungsanweisungen und

1 Burkard Gladigow (2006) hat in einer vielbeachteten Konzeption der »Europäischen Religionsgeschichte« insbesondere auf die seit der Aufklärung offenen Verdrängungs- und Konkurrenzkämpfe von Religion und Wissenschaft hingewiesen, die nicht etwa von einem Verschwinden von Religion, sondern von einem »Funktionswandel« ausgeht.

mythopoetischen Erzählungen macht deutlich, was unter chronopolitischer Orientierungsleistung zu verstehen ist.

Bevor die einzelnen »temporalen Technologien« näher eingeführt werden, soll die Verwendung des Technologiebegriffs geklärt werden. Im Anschluss an den erweiterten Technologiebegriff, der in den Kulturwissenschaften seit einigen Jahren stark gemacht wird, bestimme ich neben den genuin »materiellen« Technologien auch Selbsttechnologien (Foucault 1988) sowie sozialitätsstiftende Verfahren als Technologien, die spezifische Formen von Gemeinschaftsbildung umfassen. Dabei möchte ich mit Sabine Maasen auf der Metaphorizität des Technologiebegriffs bestehen. Maasen macht auf eine Unterscheidung von Aristoteles aufmerksam, der zwischen Technik »als einem Ensemble bestimmter Vermögen (Fertigkeiten), Handlungsschemata und technischen Fixierungen (Produkten)« und Technologie als einer Zusammensetzung von Fertigkeiten (gr. *technè*) und Rationalität (*logos*) differenziert (Maasen 2007, S. 7). Die Fokussierung auf »Technologien« bringt damit die Aufmerksamkeit gegenüber Legitimationsstrategien, Durchsetzungsstrategien und Befähigungsstrategien mit sich. Obwohl in den »governmentality studies« meistens von Techniken gesprochen wird, hält Maasen am Technologiebegriff fest. Dies gründet darin, dass die damit einhergehende Metaphorizität das scheinbar Selbstverständliche von Regierungstechnologien aufhebt und gegenüber der Literalisierung eine Irritation einführt. Wenn im Folgenden nun temporale Positionierungstechnologien untersucht werden, so hat dies als kritischen Impuls die Hervorhebung der jeweils in ein Narrativ miteingebundenen Legitimations- und Durchsetzungsstrategien zum Ziel: die »Politik des Ursprungs«. *Schwellenerzählungen* werden somit als Erzählungen verstanden, welche ein »neues« Weltbild, eine »neue« Orientierung auf ein »ursprungstiftendes« Ereignis beziehen und damit ein neues Konfliktlösungsmuster anbieten, welches eine besondere Dringlichkeit entfaltet, da es auf »der Schwelle« formuliert wird, d.h. im Moment einer (postulierten) gesellschaftspolitischen Krise oder eines Umbruchs.

Parallelen und Achsen

Auch wenn Karl Jaspers in der Erstausgabe von 1949 keine explizite Bemerkung zum gerade zu Ende gegangenen Zweiten Weltkrieg macht,² gibt es deutliche Hinweise, dass »Vom Ursprung und Sinn der Geschichte« (Jaspers 1949) als Gegenentwurf zu einem totalitären Geschichtsbild zu lesen ist. Jaspers Geschichtsentwurf stellt zudem auch ein Beispiel für eine philosophische Zeitdiagnose dar, welche in ihrer narrativen Gestaltung verschiedene mythopoetische Erzähltechnologien aufweist. Er formuliert im Anschluss an die »globale Katastrophe« ein geschichtsphilosophisches Konzept, welches die zeitgenössische Schwelle mit der spezifischen Deutung der »ersten« universalgeschichtlichen und überhaupt ersten »geschichtlichen« Schwelle zu überwinden verspricht: der

2 Jaspers hat eine explizite Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg in »Die Schuldfrage. Ein Beitrag zur deutschen Frage« (1946) formuliert.

Transformation der Achsenzeit. Die Menschheit wird dabei in eine historische Genealogie gestellt, deren gemeinsamer Ursprung eben die Achsenzeit sei. Damit wird einerseits konkretisiert, was eine »Politik des Ursprungs« ist: eine Weltdeutung, welche ein Handlungsprinzip durch Rückführung auf ein Ursprungsmoment begründet. Gleichwohl ist der gemeinsame Ursprung hinsichtlich des politischen Handlungsprinzips verschieden deutbar, wie noch zu zeigen ist. Zum anderen ist damit auch die erste »temporale Positionierungstechnologie« angesprochen: die *Parallelisierung*.³ Damit ist gemeint, dass zwei historisch entfernte (jeweils postulierte) Epochenbrüche inhaltlich aufeinander bezogen werden. Im Fall der Achsenzeit wird die als universalgeschichtlich bestimmte Umbruchsphase der Achsenzeit mit der Gegenwart in Beziehung gesetzt. Dies wird deutlich, wenn Jaspers die in der Achsenzeit sichtbare »Einheit [...] zum Ziel des Menschen« erklärt (Jaspers 1949, S. 325). Die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs soll durch die Idee der Einheit der Menschheit, die in der Achsenzeit konsolidiert worden sei, »therapiert« werden. Damit wird also eine inhaltliche Parallele zwischen dem zeitgenössischen Ort von Autor und Leser sowie der »ursprünglichen« Zeit der Achsenzeit geschaffen.

Parallelisierungen können jedoch sowohl lokal als auch temporal ausgerichtet sein. *Temporale* Parallelisierungen bezeichnen dabei die zeitliche Struktur der Erzählung selbst: Eine – meistens zeitgenössische – wird mit einer historischen Schwelle in Verbindung gebracht und dazwischen eine kohärente und inhaltlich bestimmte Verbindung geschaffen. Bei Jaspers steht dies für die Verbindung der Weltkriegskatastrophe mit der Achsenzeit, genauer für die Berufung auf die »Einheit der Menschen« als eine beide Schwellen verbindende »Parallele«. Genau genommen gibt es also zwei temporale Parallelisierungen, die an der Achsenzeitthese illustriert werden können und je die eine Seite der Schwelle bezeichnen: das Chaos des Zweiten Weltkriegs wird mit dem vor-historischen, ursprünglichen Chaos vor der Achsenzeit parallelisiert und die Achsenzeit selbst mit der darauf zu folgenden notwendigen Reform.

Jaspers, aber auch anderen Autoren zufolge steht die Achsenzeit aber auch für ein gleichzeitiges oder »paralleles« Auftreten menschheitsgeschichtlicher Transformationen. Damit ist die Behauptung gemeint, der zufolge »gleiche« oder »ähnliche« Veränderungen zur selben Zeit, aber an unterschiedlichen Orten stattgefunden haben. Diese hier als *lokale*, d.h. geographische oder räumliche Parallellisierung bezeichnete scheinbare Gleichzeitigkeit stellt das Hauptmerkmal der spezifisch achsenzeitlichen Mythopoetik dar und wurde vermutlich erstmals von Abraham-Hyacinthe Anquetil-Dupuerron als eine zeitliche Korrelation räumlich unterschiedlicher Ähnlichkeiten in den drei Hauptkulturen der Alten Welt (China, Indien, Vorderasien/Okzident) beschrieben (Metzler 2013). Nachdem Anquetil-Dupuerron 1777 Kenntnis von der Gleichzeitigkeit Zarathustras, Lao-Tse, Konfuzius, Buddhas, der israelitischen Propheten und griechischen Philosophen erhielt, urteilte er über diese »revolutionäre Umbruchsphase« folgendermaßen:

3 Jaspers selbst spricht von einem »Parallelismus« (1949, S. 33). Hier soll jedoch die Aufmerksamkeit auf die Tätigkeit und nicht auf die Objektivierung des Tatbestandes gelenkt werden.

»Dieses Jahrhundert [kann] als eine bemerkenswerte Epoche in der Geschichte der menschlichen Gattung angesehen werden kann. Damals ereignet sich in der Natur eine Art Revolution, die in mehreren Teilen der Erde Genies hervorbrachte, die dem Universum den Ton angeben sollten.« (zitiert nach Metzler 2009, S. 169)

Die Entdeckung der Gleichzeitigkeit räumlich divergenter aber allesamt »welthistorischer Genies« steht somit als Thema am Beginn der Geschichte des Achsenzeitmythos. Je nach Ausgestaltung beschreibt diese lokale Parallelisierung der Menschheitsgeschichte die gleichzeitige Entstehung der »Hochreligionen« (Toynbee 1954), der Reflexion (Jaspers 1949; Eisenstadt et al 1987–1992; Bellah 2011⁴) oder etwa den Übergang von mythischer zu logischer Weltsicht (Jaspers 1949). Immer wurde damit jedoch eine »Zentralperspektive« an die Geschichte gelegt (A. Assmann 1989). Die »Konstruktion paralleler Heilsgeschichten« (Voegelin 2002, S. 37) führt so zu einem geschichtsphilosophischen Narrativ, welches je unterschiedliche Gegenwartsdiagnosen mit verschiedenen inhaltlichen »Zentren« anschlussfähig macht. Dies verweist einerseits auf die Kontingenz, die jeder Verbindung von Ereignis und Deutungsangebot inhärent ist. Anders gesagt: Welches Ereignis in der Erzählung zentralisiert wird, erschließt weder die Erzählung selbst noch die daraus abgeleitete Zeitdiagnose. So kann etwa der 8. Mai 1945 sowohl als Tag der Befreiung als auch als Tag der brutalsten Massaker französischer Truppen an der algerischen Zivilbevölkerung in Sétif erzählt werden. Der Kontingenz der Verknüpfung von Erzählung und Ereignis stehen aber andererseits bestimmbare Technologien wie *Zentrierung*, *Parallelisierung* oder *Dynamisierung* gegenüber.

Zwischen Anquetil-Duperron und den um 1940 wirkenden Autoren wie Jaspers oder Alfred Weber wird diese auffällige Gleichzeitigkeit nur von wenigen Autoren aufgenommen, etwa von Victor von Strauss (1856) und Ernst von Lasaulx (1870), die Jaspers beide zitiert. Jaspers, dem die Rezeption einen Hauptanteil an der Verbreitung der Achsenzeitthese zuspricht, geht 1949 auch auf die These seines Heidelberger Kollegen Alfred Weber ein, welcher die Achsenzeit als »synchronistisches Weltzeitalter« bezeichnete (vgl. Weber 1950, S. 23). Die Achsenzeitthese war also keine »Erfindung« Jaspers, sondern ein bisweilen diskutiertes Phänomen der globalen Religionsgeschichte und somit Teil des Reservoirs geschichtsphilosophischer Deutungen. Deren Hervorhebung als weltgeschichtliche Struktur schlechthin wurde aber maßgeblich von Jaspers geprägt und seither immer wieder bemüht. Die neuesten Auseinandersetzungen mit der Achsenzeitthese finden sich etwa bei Soziologen wie Shmuel N. Eisenstadt, Hans Joas, Robert N. Bellah, Kulturwissenschaftlern wie Jan Assmann oder Theologinnen wie Karen Armstrong.

In den meisten Fällen sind damit geschichtsphilosophische und zeitdiagnostische religionspolitische Anliegen verbunden, die in der Metapher der »Achse« eine Ordnungs-

4 Robert N. Bellah verwendet die Achsenzeitthese in »Religion in Human Evolution« (2011) zum einen dazu, die Metareflexion als eine in dieser Epoche entstandene universelle Fähigkeit darzustellen, zum anderen, um die soziologische Grundthese sozialer Bedingtheit von Ideen umzukehren. Zur Kritik an diesem Zugang vgl. etwa Alexander (2013 a, b).

metapher finden, die Geschichte um die als »axial« identifizierten Eigenschaften drehen lässt. Einer absoluten Deutung der »Achse« hat jedoch schon Jaspers selbst vorgebeugt:

»Es ist keine Achse, von der wir Absolutheit und Einzigartigkeit für immer behaupten dürften. Sondern es ist die Achse der bisherigen kurzen Weltgeschichte, das, was im Bewusstsein aller Menschen den Grund ihrer solidarisch anerkannten geschichtlichen Einheit bedeuten könnte.« (Jaspers 1949, S. 324)

Trotz dieser Schwächung des Anspruchs verdeutlicht die mathematisch-geometrische Metapher der Achse eine der Geschichte zugrundeliegende (ethische) Struktur, deren Ziel in der Solidarität und Einheit der Menschheit deutlich zu Tage tritt. Um diese Anliegen sowie die verwendeten »temporalen Positionierungstechnologien« genauer analysieren zu können, wird die Achsenzeitthese eingehender beschrieben.

Mythoepoesie am Beispiel der Achsenzeit

Jaspers schreibt 1949 über das »Wunder« oder die »Charakteristik der Achsenzeit« zwischen 800 und 200 v.u.Z., dass sich »in dieser Zeit Außerordentliches zusammen[drängt]«:

»In China lebten Konfuzius und Laotse, entstanden alle Richtungen der chinesischen Philosophie, darunter Mo-Ti, Tschuang-Tse, Lie-Tse und ungezählte andere, – in Indien entstanden die Upanischaden, lebte Buddha, wurden alle philosophischen Möglichkeiten bis zur Skepsis und bis zum Materialismus, bis zur Sophistik und zum Nihilismus, wie in China, entwickelt, – in Iran lehrte Zarathustra das fordernde Weltbild des Kampfes zwischen Gut und Böse, – in Palästina traten die Propheten auf von Elias über Jesaias und Jeremias bis zu Deuterojesaias, – Griechenland sah Homer, die Philosophen – Parmenides, Heraklit, Plato – und die Tragiker, Thukydides und Archimedes. Alles was durch solche Namen nur angedeutet ist, erwuchs in diesen wenigen Jahrhunderten annähernd gleichzeitig in China, Indien und dem Abendland, ohne dass sie gegenseitig voneinander wussten.« (Jaspers 1949, S. 20)

Die von Jaspers als »Vergeistigung« bezeichnete Neuerung brachte das »mythische Zeitalter« zu Ende (Jaspers 1949, S. 21). Es begann »der Kampf gegen den Mythos von Seiten der Rationalität«, was den Mythos zwar nicht beendete, ihn aber zum »Glauben der Volksmassen« machte (ebd.). Die Ablösung des Mythos durch die Entdeckung oder Erfindung der Transzendenz grundiert – verstanden als Abstand zwischen Gott/Göttlichkeit und Welt – die Geschichtsphilosophie Jaspers'. Diese Neuerung der Achsenzeit schließt, wie Wolfgang Essbach bemerkte, eine Gegenwartsdiagnose an, die eine »implizite perspektivische Verlustrechnung« sichtbar macht: ein Rückfall in ein neomythisches Zeitalter macht die Gewinne der Achsenzeit zunichte (Essbach 2014, S. 554).

Kennzeichnend für den Philosophen Jaspers ist, dass diese Schwelle in die »neue Zeit« durch eine bestimmte neue Errungenschaft erreicht und überschritten wurde: die Refle-

xion. »Zum erstenmal gab es *Philosophen*« (Jaspers 1949, S. 22, kursiv im Original). In der Achsenzeit werden somit die »Grundkategorien hervorgebracht, in denen wir bis heute denken, und es wurden die Ansätze der Weltreligionen geschaffen, aus denen die Menschen bis heute leben« (ebd., S. 20). Die Schwellenerzählung als narrative Struktur kann somit auf die Formel *neues Wissen für eine neue Zeit* zugespitzt werden.

Mit diesem neuen Zustand gehe auch das zyklische Zeitverständnis zu Ende, in dem sich »alles wiederholt« (ebd., S. 23). Jaspers geht aber nicht den Weg der kulturpessimistischen Geschichtsmorphologie eines Spenglers oder Toynbees, sondern legt einen geschichtsphilosophischen Entwurf vor, der »von Teleologie und Morphologie gleichweit entfernt ist« (A. Assmann 1989, S. 189). Er formuliert die historische Zäsur, die der Zweite Weltkrieg bedeutete, als Chance zu einem Neuanfang, der zum »ersten Mal die Menschheit als ein Ganzes zum historischen Subjekt macht« (ebd., S. 203). Der Menschheit eine orientierende Vergangenheit und »also ein Identitätsprofil zu geben, war die Aufgabe, die er sich mit seinem Geschichtswerk gestellt hat« (ebd., S. 189). Im Vordergrund steht also die Identitätsstiftung durch temporale Verortung. Dies wird von Aleida Assmann an anderer Stelle mit dem Unterschied von Historiosophie, die auf Universalität abzielt, und Historiographie, die ein besonderes Interesse an Andersartigkeit aufbringt, verdeutlicht (A. Assmann 1992, S. 330). Historiosophie, zu der Assmann auch die Achsenzeitstheorie zählt, »ist eine spekulative Interpretation der Geschichte«, deren Wesen »nicht Beschreibung, sondern Bewertung« ist (ebd., S. 332). Dieser Anspruch ist es, der die Geschichte vom Kampf des »Logos gegen den Mythos« wiederum selbst als Mythos lesen lässt. Die doppelte Verwendung des Mythosbegriffs weist hier auf zwei seiner vielen Ausprägungen hin: ein erster (polemischer) Mythosbegriff, der sich auf den »Mythos als überwundenes Stadium kulturhistorischer Entwicklung« bezieht (Assmann/Assmann 1998, S. 179) sowie ein zweiter Mythosbegriff, der die »großen Entwürfe der Welt-, Geschichts- und Naturdeutung« beschreibt (ebd., S. 181) und Ähnlichkeiten mit Aleida Assmanns Kategorie der Historiosophie aufweist.⁵ Während Jaspers den polemischen Mythosbegriff in kritischer und abgrenzender Weise (zugunsten des Logos) auf die Geschichte selbst bezieht, benennt der zweite Mythosbegriff eine Weise der Geschichtsdarstellung, die – wie oben beschrieben – eine paradigmatische und vorbildliche Geschichte konstruiert, die Identität und Orientierung in der Welt anbietet und damit die »Arbeit am Mythos« fortführt (Blumenberg 1979). Im Sinne dieses zweiten Mythosbegriffs wird hier die Konstruktion von fundierenden Geschichtsnarrativen als mythopoetische Tätigkeit begriffen.

Aleida Assmann verweist auf die Besonderheit der jasperschen Zentralperspektive, die ein humanistisches Credo in sich trägt, welches als »eine Beschwörungsformel gegen das Trauma der NS-Diktatur zu lesen ist«. Somit leistet das Buch einen »Beitrag zum Wiederaufbau der modernen Welt [...]« (A. Assmann 1989, S. 189). Auch wenn Jaspers darauf bedacht war, fremde Kulturen nicht in eurozentristischer Manier unterzuordnen und

5 Neben diesen beiden gehen Aleida und Jan Assmann auf weitere Mythosbegriffe ein, darunter etwa Alltags-Mythen, fundierende Mythen oder große Erzählungen (Assmann/Assmann 1998, S. 179–200).

sich in der Darstellung der Achsenzeit um ihre Gleich- und Nebenordnung bemühte, erscheint dieses humanistische Credo bei näherer Betrachtung gleichwohl als ethno- und eurozentristische Zentralperspektive. Es wird nicht nur der imperiale Aspekt in der Verteilung des Prädikats »geschichtlich« sichtbar, der bisweilen sogar an Hegels geschichtsphilosophischen Standort erinnert, sondern auch der von Assmann als »tribunalistische Geste« beschriebene Standpunkt, in dem sich Jaspers als »Richter über die Weltgeschichte« positioniert (Jaspers 1949, S. 196). Diese rationalistisch-imperiale Geste, mit der Identität im Singular und mit Betonung der kognitiven Dimension festgeschrieben wird, scheint heute zugunsten auf Mehrschichtigkeit fokussierenden Identitätstheorien aufgegeben worden zu sein. Die Kritik an der jasperschen Zentralperspektive bringt uns aber auch »zu Bewusstsein, dass der Enthusiasmus für globale Visionen und universale Therapien gelitten hat« (A. Assmann 1989, S. 195). Wir werden dennoch sehen, dass dies keineswegs für alle neueren Umgangsweisen mit der Achsenzeitthese gilt, wie auch im Kontext der »big history« oder der erneuerten Globalgeschichte der Enthusiasmus für globale Visionen jüngst wieder neue Blüten trägt (Hesketh 2014).

Temporale Positionierungen als »operationale Akte der Identifizierung« (Bayart 1996, S. 98) sind immer Bestandteil einer mythischen Narration, wenn darunter eine fundierende Geschichts-Erzählung verstanden werden soll, die einen Plot von einem Anfangs- zu einem Endpunkt mit dem Ziel der Gruppenkonstitution und Handlungsanleitung entwickelt. Jaspers behauptet, dass die empirisch zugängliche Universalgeschichte »nur unter der Idee der Einheit des Ganzen der Geschichte« zu verstehen sei (Jaspers 1949, S. 18), womit die Bedeutung der Zentralperspektive deutlich wird. Mit dem Schema der Achsenzeit soll »die größte Weite und die entschiedenste Einheit der Menschheitsgeschichte« gesucht werden (ebd.). Dies ermögliche eine grenzenlose Kommunikation, womit Jaspers ein »Mittel gegen die Irrungen der Ausschließlichkeit einer Glaubenswahrheit« sieht (ebd., S. 41). Das fundierende Moment ist somit ein universalistisches – die Gruppenkonstitution zielt auf die Gesamtmenschheit –, während die Handlungsanleitung ein Mittel gegen exklusive Wahrheitsansprüche bereitzustellen versucht. Dass Jaspers hier handlungsleitend, wertend und moralisierend vorgeht ist offensichtlich und wird von ihm selbst ausdrücklich so gesagt. Die Achsenzeit sei als eine »Glaubensthese« zu verstehen: »Bei meinem Entwurf bin ich getragen von der Glaubensthese, dass die Menschheit einen einzigen Ursprung und ein Ziel habe« (ebd., S. 17). Insofern ist die These von Hans Joas, wonach Jaspers' Geschichtsphilosophie eine »religiöse Dimension« aufweise (Joas 2012, S. 23), von Jaspers selbst schon vorausgenommen worden. Jaspers stellte die Geschichtsphilosophie dementsprechend auch in die Genealogie der christlichen Heilsgeschichte, wobei er aber einen »dritten Weg« zwischen dem »relativistischen Historizismus und einem abstrakten Universalismus« anstrebt (ebd.). Abseits dieser kategorisierenden Zuordnungen sollen jedoch im Folgenden Technologien und Strategien der Positionierung innerhalb von Zeit und Welt als Formen historischer Sinnbildung analysiert werden. Mit dem Begriff der »Positionierungstechnologien« werden Formationsregeln von Schwellennarrativen mit dem Ziel in den Blick gebracht, die Analyse von Zeitdiagnosen von der Frage nach der Position (»wo stehe ich in der Zeit?«) in die Frage nach der Positionierung (»wie stehe ich in der Zeit?«) zu wenden.

Temporale Positionierungstechnologien: Innovation, Dynamik und Zentrierung

Ein Hauptmerkmal von Schwellennarrativen im Allgemeinen wie auch der Achsenzeit im Speziellen ist die Innovation. Als eine »außerordentliche« Neuerung wird, wie wir gesehen haben, das *Innovationpotential* der Achsenzeit als derart umfassend beschrieben, dass damit die erste geschichtliche und universelle Neuerung überhaupt einhergehe. Innovation umfasst zum einen das narrative Moment der Vorgeschichte, das im Fall der Achsenzeit zur »Urgeschichte« wird und zum Zeitpunkt der Erscheinung von Jaspers Buch erneut überwunden werden soll (indem die Einheit der Menschheit in der grenzenlosen Kommunikation angestrebt wird), zum anderen das der Neuheit, die sie historisch bedeute.

Damit wird Innovation als ein Urdiskurs und Schwellenerzählungen inhärentes Moment sichtbar, da mit der »ersten Schwelle« die Genealogie an ihr Ende kommt. Die Ur-Schwelle ist erreicht. Diese genealogische Bewegung muss jedoch nicht zwingend zum Anfang der Menschheitsgeschichte vorstoßen, wie sie es in der Achsenzeitthese tut. Sie kann als Innovation(-srhetorik) auch im Rahmen einer wissenschaftlichen Disziplin-geschichte auftreten und von da aus die Erzählung des Entdeckungskontextes fundieren, der zufolge etwa in einer wissenschaftlichen Disziplin ein neues Paradigma konstatiert (oder als solches angekündigt) wird (Rubin 2011, S. 135). Damit wird die Anschlussfähigkeit der hier vorgeschlagenen Analyse von Schwellenerzählungen deutlich: nicht nur in der Religionsgeschichte oder der klassischen Mythologie werden »Schwellen« festgeschrieben und konstruiert, auch in der Wissenschaft (etwa in der Behauptung eines neuen Paradigmas), in der Politik (in der Ankündigung von Revolutionen) oder in der individuellen Religiosität (am Beispiel der Konversionserzählung) wird Ordnung über Schwellenerzählungen hergestellt. Die Anwendbarkeit von temporalen Positionierungstechnologien muss sich folglich an einer heterogeneren Quellenbasis beweisen, damit ihre Aussagekraft hinsichtlich der Dynamik von Wissensbeständen überprüft werden kann.

Die narrativen Crescendi und Decrescendi, die erzählerischen Höhen und Tiefen sollen hier als *Dynamisierungstechnologien* bezeichnet werden, welche die einzelnen Ereignisse – etwa die Achsenzeit – umrahmen. Dynamisierungen werden besonders durch Momente der Kontinuierung sowie der Diskontinuierung ermöglicht. *Kontinuierungen* sind narrative Bezugnahmen auf temporal auseinanderliegende Ereignisse oder Inhalte. Konkretisiert werden kann dies etwa mit Jaspers' Bezugnahme auf die Reflexivität oder die universelle Kommunikation, deren Entstehung er in der Achsenzeit sieht und gleichzeitig als 'Therapie« für die Gegenwart formuliert. Die *Diskontinuität*, aufgrund derer eine geschichtsphilosophische Disposition wie die Achsenzeit als »Schwellennarrativ« gefasst wird, stellt eine der grundlegendsten Positionierungstechnologien von Schwellenerzählungen dar. Diskontinuität wird dabei »zugleich als Instrument und Gegenstand der Untersuchung« sichtbar (Foucault 2013, S. 18). Durch Diskontinuierung wird zum einen sichergestellt, dass die Innovation »authentisch« ist. Zum anderen markiert sie die »liminale Phase« in der Erzählung, aufgrund derer die Unterscheidbarkeit von Vorher und

Nachher überhaupt erst möglich erscheint. Karl Jaspers beschreibt die Achsenzeit nicht zuletzt als eine Diskontinuität, die überhaupt erst Historizität ermögli- che (Jaspers 1949, S. 23).

Nicht zufällig hat Jaspers die Achsenzeitthese nach den globalen Verheerungen des Zweiten Weltkriegs »zum Boden unseres universalen Geschichtsbildes« gemacht, denn das hieß »etwas gewinnen, was *der ganzen Menschheit*, über alle Unterschiede des Glaubens hinweg, *gemeinsam* ist« (ebd., S. 40; kursiv im Original). Mit der Achsenzeit wird uns somit eine Epochenschwelle mit universaler Wirkung beschrieben, in der »das eigene Bewusstsein dem fremden sich verbindend« (ebd., S. 41). Diese erzählerische Bewegung kann – wie oben eingeführt – als *Zentrierung* bezeichnet werden, wobei damit nicht die (inhaltliche) Universalisierungstendenz, sondern die (formale) Zuspitzung und Adressierung der Erzählung gemeint ist, um deren Zentrum sich die weiteren Motive drehen. Zentralisierende Geschichtserzählungen können genauso auch Gruppen oder Partikularitäten⁶ wie eine Nation, ein Volk oder ein »Stamm« betreffen. Das Zentrum fokussiert jeweils die Geschichte, vergleichbar mit der »pars-pro-toto«-Technologie, die Osrecki als stilbildend für Zeitdiagnosen herausgestellt hat (Osrecki 2011, S. 193). Jaspers Achsenzeitsthe- se stellt, Transzendenz, Reflexivität und universelle Kommunikation ins Zentrum der geschichtlichen Veränderungen.

Die Achsenzeitthese verknüpft »eine Behauptung über die Universalität des menschlichen Geistes mit der Annahme eines synchronen Auftretens derselben« (Breuer 1994, S. 1). Damit liegt eine Doppelung vor, welche – diese These drängt sich für das Schwellennarrativ im Allgemeinen auf – dem Modell der Zeiten-Schwelle in formaler Hinsicht zugrunde zu liegen scheint: die Erzählung einer Schwelle welthistorischen Ausmaßes, welche auf einer zweiten (und bei Jaspers impliziten) Schwelle welthistorischen Ausmaßes postuliert wird, was zwischen den beiden Zäsuren eine Verbindung schafft. Für den Fall der Achsenzeit heißt dies: die Zäsur des Zweiten Weltkriegs kann mit der Zäsur der Achsenzeit »behandelt« und »therapiert« werden. Die zweifache Zäsurierung und ihre Verbindung stellt ein analytisches Merkmal von Schwellenerzählungen im Sinne einer mythopoetischen Figur dar und wird wie oben eingeführt als eine *temporale Parallelisierung ungleichzeitiger Schwellen* bezeichnet.

Dass Zeitdiagnose und Geschichtsphilosophie nicht ohne *bewertende* Momente auskommen ist offensichtlich. Um auf Jaspers Behauptung einer Achsenzeit zurückzukommen: mit ihr betrat Jaspers von Anfang an normativen Boden, was er keineswegs leugnete, sondern mit dem hermeneutischen Prozess des Verstehens erklärte: »Verstehen aber ist seinem Wesen nach immer zugleich Werten« (Jaspers 1949, S. 29). Worin also besteht die Wertung, die Jaspers seiner Geschichtsphilosophie zugrunde legt? Worin findet die Geschichte bei Jaspers ihren Sinn, die – trotz oder gerade nach der großen Katastrophe – sowohl universal als auch zielgerichtet ist? Anders gefragt: Was ist der Plot der Erzählung der Achsenzeit? Jaspers beschwört eine der Achsenzeit zugesprochene »uni-

6 Wolfgang Essbach stellt heraus, wie das Begriffspaar partikular/universalistisch auf dem »paulinischen Modell« ruht und insbesondere die Nationalreligionen als partikularistisch und darum problematisch beschreibt (Essbach 2014, S. 556).

versale Kommunikation«, womit wiederum der Kern seines Gegenprogramms zu Nationalsozialismus und Faschismus erwähnt ist, die geradezu ein Scheitern einer universalen Kommunikation bedeuteten.

Jede Erzählung spannt zwischen Anfang- und Endpunkt einen Plot, der die *zeitliche Ausrichtung* der Geschichte selbst bestimmt. Im Fall geschichtsproduktiver Erzählungen – besonders wenn eschatologische Motive vorhanden sind⁷ – ist die Ausrichtung häufig auf die Zukunft gerichtet, wobei die empirische Basis der Vergangenheit die Materialien für diese Bewertung darstellt. Die *Bewertung* der Richtung ermöglicht es jedoch, deren Akzentuierung genauer zu analysieren. Spenglers »Untergang des Abendlandes« (1918/1922) etwa steht für eine Geschichtsphilosophie, deren positive Ausrichtung auf die Vergangenheit gerichtet ist, während die Zukunft ausschließlich negativ im Untergang gipfelt. Jaspers Achsenzeit steht demgegenüber für eine positive Bewertung der »neuen Zeit« im Gegensatz zur »voraxialen«, reflexionslosen Zeit, gespiegelt mit einer selben Wertigkeit der NS-Zeit sowie der »Stunde Null« (Morin 1945; vgl. auch Weizsäcker 2001).

Die hier vorgestellten Positionierungstechnologien stellen eine erste Sammlung dar, deren Bekräftigung, Revidierung und Nuancierung noch aussteht.⁸ Im Folgenden sollen sie anhand einiger Beispiele aus der Rezeptionsgeschichte der Achsenzeit aufgenommen und expliziert werden.

Aktualisierungen der Achsenzeit als moderner Geschichtsmythos

Die Achsenzeit wurde nicht nur von Jaspers als geschichtsphilosophisches Motiv verwendet. Andere Autoren, die sich auch im Rahmen empirischer Studien mit dieser welt-historischen Gleichzeitigkeit beschäftigten, fokussierten auf andere Plots (vgl. den Überblick bei Wittrock, S. 15–19). Der Historiker und Geschichtsphilosoph Arnold Toynbee etwa erweitert die Achsenzeit um die Periode vom 10. Jahrhundert v.u.Z. bis zum 13. Jahrhundert n.u.Z. und setzt an ihr Ende das für ihn relevante Resultat der Universalgeschichte, nämlich die Koexistenz der vier Hochreligionen (Mahayana-Buddhismus, Hinduismus, Christentum und Islam) (Toynbee 1954, S. 420–426). Essbach kritisiert in diesem Zusammenhang die seit Jaspers offensichtliche Konzentration der Achsenzeits-Debatte auf einen reduktionistischen Religionsbegriff, der besonders »auf einzelne religiöse Virtuosen fixiert ist, auf eine verstreute begnadete religiöse Elite« (Essbach 2014, S. 558). Auch wenn Toynbee dabei in Zentrierung, Ausrichtung und Bewertung von Jaspers abweicht, erkennt er doch das Problem Jaspers' als stichhaltig an und übernimmt, wie Eric Voegelin schreibt, »das Phänomen paralleler Seinsprünge in den großen Zivilisationen« (Voegelin 2002, S. 39). Neben der damit angesprochenen temporalen Parallelisierung tei-

7 Auf die eschatologische Dimension in Narrativen der Zeitenwende hat insbesondere der Historiker Richard Koebner zwischen 1941 und 1943 hingewiesen (Koebner 1990, S. 147–193).

8 Dies wird in einem aktuellen Forschungsprojekt im Rahmen einer Qualifikationsarbeit mit dem Fokus auf den Religionsdiskurs im 20. Jahrhundert untersucht.

len die beiden Autoren auch dieselbe Diskontinuität sowie das Innovationsmoment, unterscheiden sich jedoch hinsichtlich der Zentrierung ihrer jeweiligen Achsenzeitserzählung: während Toynbee auf die »Weltreligionen« fokussiert, sieht Jaspers' in der »grenzenlosen Kommunikation« und der Reflexion die zentralen Erneuerungen der Achsenzeit.⁹

Die Rezeption der jasperschen Achsenzeit weist im 20. Jahrhundert eine zunehmende Ausrichtung auf die empirische Mikrohistorie auf, um so u.a. die Kritik an der Uniformität oder der »Zentralperspektive« (A. Assmann 1989) der Achsenzeitthese aufzunehmen. Während Jaspers lange vorgeworfen wurde, eine Erklärung für jene Phänomene abzugeben, die »eher mystifiziert als erhellt« (J. Assmann 2007, S. 290) und dabei eine Synchronie bemüht, welche die historische Forschung auf einen Zeitraum vom 14. vor- bis zum 7. nachchristlichen Jahrhundert ausgedehnt und ihr somit deutlich an epochaler Signifikanz genommen hatte, wurde immer wieder versucht, die Achsenzeit als Ausgangspunkt empirischer Forschung zu begreifen. 1975 widmete die Zeitschrift »Daedalus« ein ganzes Heft dem Begriff der Achsenzeit, wobei der Schwerpunkt auf der empirischen Forschung lag, aber auch die grundsätzliche Frage nach einem Durchbruch in der Geschichte stellte (Weil 1975). Mit einem ähnlichen Fokus erschienen 1987 und 1992 zwei von Shmuel N. Eisenstadt herausgegebene Sammelwerke über die »Kulturen der Achsenzeit« vor (Eisenstadt 1987–1992). Die verschiedenen historischen Detailstudien fokussieren auf unterschiedliche Kulturen der Achsenzeit von China, Indien bis Griechenland und variieren damit in der Lokalisierung, ohne aber die temporale Parallelisierung der Achsenzeit zu verlassen. Rezensenten sahen dabei neben der schon vorhandenen philosophischen und soziologischen Dimensionierung insbesondere »eine genauere Profilierung des Durchbruchs selbst« (Breuer 1994, S. 1) und wirkten damit auf eine Pluralisierung der Zentralperspektive hin. Der Durchbruch der Achsenzeit

»erscheint nun als Gewinn einer ganz formal gefassten ›Transzendenz‹ (B. Schwartz), als Beseitigung der Homologie von jenseitiger und diesseitiger Welt (S. N. Eisenstadt), als Zerstörung des ›ontologischen Kontinuums‹ (B. Uffenheimer), das für die magisch-mythische Welt mit ihren Prinzipien der ›Konsubstantialität‹ und ›Konduration‹ (E. Voegelin) charakteristisch gewesen sei.« (Breuer 1994, S. 1)

Profilierungen und Variationen sind u.a. in der Zentrierung der jeweiligen Historiographie zu finden: während etwa Arnaldo Momigliano die Kritik (1971) und Björn Wittrock (2005) – ähnlich wie Jaspers – eine gesteigerte Reflexionsfähigkeit der Menschheit als neue Errungenschaft der Achsenzeit hervorheben, stellt für andere Autoren die Desakralisierung der politischen Herrschaft oder eine neue historische Dynamisierung (Eisenstadt 1987) das axiale Moment dar. Auch ein jüngerer Beitrag zur Achsenzeit, welcher von Eisenstadt, Arnason und Wittrock herausgegeben wurde, versammelt einerseits Mikrostudien, welche auf Differenzierungen und Kontextualisierung achten: »The com-

9 Die Kritik am Begriff der Weltreligionen wurde maßgeblich von Tomoko Masuzawa (2005) formuliert.

mon denominator [...] is an attempt to develop a much more differential and contextualized analysis of the relation between non-axial civilizations, axial civilizations and world history« (Eisenstadt 2005, S. 531). Andererseits heben Eisenstadt, Arnason und Wittrock auch 2005 ein Zentrum der Achsenzeit hervor, welches in Reflexivität, Historizität und Agentialität als axiale Vokalisierungsinstanzen gefunden wird (Wittrock 2005, S. 52).¹⁰

Das Hauptmerkmal empirischer Forschung ist dabei der Wille zur Abschwächung oder zumindest zur Pluralisierung von Zentrierung, Dynamisierung und Ausrichtung, wobei besonders letztere als Erzählmomente der Geschichtsphilosophie in Misskredit gerieten (vgl. Marquard 1982). Die Schwierigkeiten der Geschichtsphilosophie gefährdeten jedoch nicht die temporalen Parallelisierungen, die weiterhin einen legitimen Forschungsgegenstand darstellen, auch wenn nun keine »Glaubensthese« daraus abgeleitet wird, sondern eine historische Periode im Rahmen von Detailstudien erforscht wird. Die Abschwächung hat also die von Philosophen und Soziologen geäußerte Zentralperspektive der Geschichte nicht abgelöst, sondern – wo möglich – historisch untermauert oder aber revidiert. Gleichwohl liefert diese mythopoetische Erzählung der Kuriosität und fragwürdiger Signifikanz der »Achse« nach wie vor die Legitimation für weitere historische Forschungsfragen.

Die Achsenzeitthese ermöglicht zudem auch heute noch eindeutige zeitdiagnostische Entwürfe, wie Karen Armstrong 2006 mit »The Great Transformation« demonstrierte. Die Theologin und Religionshistorikerin untersuchte die Achsenzeit von unterschiedlichen, aber häufig auf Jaspers zurückgehenden Gesichtspunkten her. Sie stellt jedoch nicht nur die verschiedenen Religionsgründer nebeneinander, sondern betreibt auf der Folie der achsenzeitlichen Religionsgeschichte eine Zeitdiagnostik, die sich selbst als Zeitenwende gleichzeitig relativiert und hervorhebt:

»Perhaps every generation believes that it has reached a turning point of history, but our problems seem particularly intractable and our future increasingly uncertain. Many of our difficulties mask a deeper spiritual crisis. [...] Unless there is some kind of spiritual revolution that can keep abreast of our technological genius, it is unlikely that we will save our planet. A purely rational education will not suffice. We have found to our cost that a great university can exist in the same vicinity as a concentration camp. Auschwitz, Rwanda, Bosnia, and the destruction of the World Trade Center were all dark epiphanies that revealed what can happen when the sense of the sacred inviolability of every single human being has been lost.« (Armstrong 2006, S. 276)

Die aktuelle Zeitenwende sei, so Armstrong, von einer besonderen Unsicherheit geprägt und verweise auf eine »tiefe spirituelle Krise«. Spiritualität wird hier in direktem Bezug zur Gegenwartskrise gesetzt, in der auch eine »rationale Erziehung« nicht mehr genüge. Karen Armstrong zieht hier also aus der Religionsgeschichte der Achsenzeit die Lehren für eine Gegenwart, in der die »Heiligkeit des Menschen« nicht mehr beachtet werde. Ge-

10 Ähnliche Tendenzen finden sich im jüngsten Beitrag zur Achsenzeit, herausgegeben von Robert N. Bellah und Hans Joas (2012).

meint ist nicht der Verlust an Religiosität, wie es das Säkularisierungsnarrativ beschreibt, sondern »the sacred inviolability of every single human being« (Armstrong 2006, S. xi.). Jedoch steht hier nicht die religiös inspirierte Religionshistoriographie im Fokus, sondern die damit in Zusammenhang gebrachte Phrasierung der Zeit auf eine kumulierende Zeitwende: die Achsenzeit. Armstrong scheint zu postulieren, dass aus deren Geschichte heraus die Heilung der Gegenwart erwächst. Die Formel für die Gegenwart ist somit in der universalen Schwelle der Achsenzeit zu finden, die eine Therapie durch Rückbesinnung auf die sogenannten achsenzeitlichen Werte einfordert. Wiederum finden wir Technologien wie (temporale und lokale) Parallelisierung, Zentrierung, Innovation und Dynamisierung und auch bei Armstrong mündet der Begriff der Achsenzeit in eine »Glaubenthese«, auch wenn sie dies – anders als Jaspers – selbst nicht explizit macht. Die Achsenzeitthese bildet also bis heute ein Erklärungsmodell, als sie auch für die gegenwärtige Zeitdiagnostik aufgrund ihrer hohen Synchronisierungsleistung eine hohe Syntheseleistung garantiert. Stefan Breuer bezeichnet den Begriff der Achsenzeit im angelsächsischen Wissenschaftsraum inzwischen gar als so gut verankert, »dass Wortbildungen wie De-axialisation und Re-axialisation nichts Ungewöhnliches mehr sind« (Breuer 1994, S. 1). Dies zeigt, dass die Mythopoetik von Zeitdiagnosen nicht nur die von den Autoren erwünschten Orientierungsleistungen aufweist, sondern auch im Sprachgebrauch aufgeht, wo der Begriff als Orientierungshilfe auch in anderen Kontexten und Erzählungen Verwendung findet.

Hans Joas ist insofern zuzustimmen, wenn er schreibt, dass die Achsenzeit ein konstitutives Moment gegenwärtiger Orientierungsarbeit in der Geschichte ist. Gleichwohl sollte eine Analyse von Schwellennarrativen nicht bei dieser allgemeinen Verortung stehen bleiben, sondern die narrativen Technologien in den Blick bringen, mit denen Genealogie, Gegenwartsdeutung und politische Handlungsprinzipien verknüpft werden. Damit kann eine *Mythopoetik wissenschaftlicher Zeitdiagnosen* gelingen, die einen Aufschluss über Schwellen- und Ursprungserzählungen anbietet. Wissenssoziologische Perspektiven können, so mein Argument, im Verbund mit Instrumenten anderer methodologischer Herkunft, dazu beitragen, die »Politik des Ursprungs« in eine Analyse chronopolitischer Ordnungsmuster zu überführen.

Literatur

- Alexander, J. C. (2013a): The Promise and Contradictions of Axiality. In: *Sociologica* 1, S. 1–7.
- Alexander, J. C. (2013b): Barbarism and Modernity: Eisenstadt's Regret. In: Eisenstadt, S. (Hrsg.): *The Dark Side of Modernity*. Cambridge: Polity Press, S. 54–61.
- Armstrong, K. (2006): *The Great Transformation*. New York: Knopf.
- Arnason, J. P./Eisenstadt, S. N./Wittrock, B. (Hrsg.) (2005). *Axial Civilizations and World History*. Leiden: Brill.
- Assmann, A./Assmann, J. (1998): Mythos. In: Cancik, H./Gladigow, B./Kohl, K.-H. (Hrsg.): *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*. Band 3. Stuttgart: Kohlhammer, S. 179–200.
- Assmann, A. (1989): Jaspers' Achsenzeit, oder Schwierigkeiten mit der Zentralperspektive in der Geschichte. In: Harth, D. (Hrsg.): *Karl Jaspers. Denker zwischen Wissenschaft, Politik und Philosophie*. Stuttgart: Metzler, S. 187–205.

- Assmann, A. (1992): Jaspers' Achsenzeit und Einheit und Vielfalt in der Geschichte. In: Eisenstadt, S. N. (Hrsg.): *Kulturen der Achsenzeit II. Ihre institutionelle und kulturelle Dynamik. Teil 3: Buddhismus, Islam, Ägypten, westliche Kultur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 330–340.
- Assmann, J. (2007): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C. H. Beck.
- Bayart, J.-F. (1996): *L'illusion identitaire*. Paris: Fayard.
- Bellah, R. N. (2011): *Religion in Human Evolution. From the Paleolithic to the Axial Age*. Cambridge: Belknap.
- Bellah, R. N./Joas, H. (Hrsg.) (2012): *The Axial Age and Its Consequences*. Cambridge und London: The Belknap Press of Harvard University Press.
- Bogner, A. (2012): *Gesellschaftsdiagnosen. Ein Überblick*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Blumenberg, H. (2006): *Arbeit am Mythos*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breuer, S. (1994): *Kulturen der Achsenzeit. Leistung und Grenzen eines geschichtsphilosophischen Konzepts*. In: *Saeculum* 45(1), S. 1–33.
- Eisenstadt, S. N. (1987–1992): *Kulturen der Achsenzeit. I/II*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Essbach, W. (2014): *Religionssoziologie 1. Glaubenskrieg und Revolution als Wiege neuer Religionen*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Foucault, M. (2013): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gladigow, B. (2006): *Europäische Religionsgeschichte. Zeitenblicke* 5(1), www.zeitenblicke.de/2006/1/Gladigow/index_html (Abruf am 5.10.2015).
- Hesketh, I. (2014): *The Story of Big History*. In: *History of the Present* 4(2), S. 171–202.
- Jaspers, K. (1946): *Die Schulfrage. Ein Beitrag zur deutschen Frage*. Zürich: Artemis.
- Jaspers, K. (1949): *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*. München: Piper.
- Joas, H. (2011): *Die Sakralität der Person. Eine neue Genealogie der Menschenrechte*. Berlin: Suhrkamp.
- Joas, H. (2014): *Was ist die Achsenzeit? Eine wissenschaftliche Debatte als Diskurs über Transzendenz*. Basel: Schwabe.
- Keller, R. (2011): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS.
- Koebner, R. (1990): *Die Idee der Zeitwende (1941–1943)*. In: Koebner, R. (Hrsg.): *Geschichte, Geschichtsbewusstsein und Zeitwende. Vorträge und Schriften aus dem Nachlass*. Gerlingen: Bleicher.
- Lakoff, G./Johnson, M. (1980): *Metaphors We Live By*. Chicago: University of Chicago Press.
- Maasen, S. (2007): *Metaphor or More? Die Technologien des Regierens in den Governmentality Studies*. Unpublizierter Vortrag, gehalten in Hamburg am 3. Juni 2007.
- Maasen, S./Weingart, P. (2000): *Metaphors and the Dynamics of Knowledge*. London und New York: Routledge.
- Marquard, O. (1982): *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Masuzawa, T. (2005): *The Inventions of World Religions: Or, How European Universalism was Preserved in the Language of Pluralism*. Chicago: University of Chicago Press.
- Metzler, D. (2013): *Achsenzeit als Ereignis und Geschichte*. www2.hu-berlin.de/nilus/net-publications/ibaes10/publikation/metzler_ibaes10.pdf (Abruf am 4.10.2015).
- Momigliano, A. (1971): *Alien Wisdom. The Limits of Hellenization*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Morin, E. (1948): *Das Jahr Null. Ein Franzose sieht Deutschland*. Berlin: Volk und Welt.
- Osrecki, F. (2011): *Die Diagnosegesellschaft. Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität*. Bielefeld: transcript.
- Rubin, B. (2011): *Das menschliche Gehirn im Wandel. Zur Entstehung des Forschungsfeldes der adulten Neurogenese*. In: Rubin, A./Egloff, R./Gisler, P. (Hrsg.): *Modell Mensch. Konturierungen des Menschlichen in den Wissenschaften*. Zürich: Chronos, S. 123–141.
- Spengler, O. (1918): *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. Band I*. München: C.H. Beck.

- Toynbee, A. J. (1954): *A Study of History*. Band VII. London: Oxford University Press.
- Voegelin, E. (2002): *Ordnung der Geschichte*. Band 4: *Die Welt der Polis*. Gesellschaft, Mythos, Geschichte. München: Wilhelm Fink.
- von Weizsäcker, R. (2001): *Drei Mal Stunde*. 1949 – 1969 – 1989. Berlin: Siedler.
- Weber, A. (1950): *Kulturgeschichte als Kultursoziologie*. München: R. Piper.
- Weil, E. (1975): *What Is a Breakthrough in History?* In: *Daedalus* 104(2). *Wisdom, Revelation, and Doubt: Perspectives on the First Millenium B. C.*, S. 21–36.
- Wittrock, B. (2005): *The Meaning of the Axial Age*. In: Arnason, J. P./Eisenstadt, S. N./ Wittrock, B. (Hrsg.): *Axial Civilizations and World History*. Leiden: Brill, S. 51–85.

Anschrift:

David Atwood, MA
Appenzellerstrasse 21
CH-4051 Basel
Schweiz

Assistent Religionswissenschaft
Universität Basel
Heuberg 12
CH-4011 Basel

Rolf Parr

›Arbeit‹ diskursanalytisch in den Blick nehmen Das Promotionskolleg »Die Arbeit und ihre Subjekte. Mediale Diskursivierungen von Arbeit seit 1960«¹

Zusammenfassung: Das Promotionskolleg hat seinen Ausgangspunkt in der Überlegung, dass man es bei ›Arbeit‹ und ebenso den ›Subjekten der Arbeit‹ mit komplexen medio-politischen Diskursivierungen durch Interessenverbände, Politik, Wissenschaften und eben auch Medien zu tun hat, in denen das Wissen aus verschiedenen Spezialdiskursen (wie ökonomischen, soziologischen, juristischen, politischen, psychologischen usw.) zusammengeführt und weiterverarbeitet wird. Denn medio-politische Diskurse zeichnen sich dadurch aus, dass sie das spezialdiskursive Wissen zu Inter-Diskursen (verbindenden Diskursen) verkoppeln, wie sie insbesondere in Alltag und Medien anzutreffen sind.² Das Ergebnis sind Diskursivierungen von Arbeit (vgl. Haunschild 2013a), die regeln, was über Arbeit zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einem bestimmten kulturellen Zusammenhang gesagt werden kann, was gesagt werden muss und – häufig viel wichtiger – was nicht gesagt werden darf (vgl. auch Foucault 1991; Parr 2008). Die medio-politischen Diskursivierungen von Arbeit manifestieren sich demnach als effiziente Formen der Regulierung eines Wissens von Arbeit, das kursiert, das wirkt, das Themen und Diskussionen kanalisiert, und zwar ohne dass dies unmittelbar sichtbar wäre. Denn zu diesem ›Sichtbarmachen‹ bedarf es allererst der Rekonstruktion, Beschreibung und Analyse, wie sie die Dissertationsprojekte des Kollegs arbeitsteilig in Angriff nehmen.

Schlagwörter: Arbeit, Interdiskursanalyse, Promotionskolleg, Subjektivität

Summary: This graduate programme takes as its starting point the idea that ›labour‹ as well as the ›subjects of labour‹ constitute complex medio-political discoursivations on the part of interest groups, politics, the sciences and arts, and the media. These discoursivations bring together and process knowledge from various special discourses (economic, labour studies-related, legal, political, psychological, etc.). Medio-political discourses are characterised by their ability to combine knowledge from special discourses to create inter-discourses (i.e. linking discourses) which exist in particular in the everyday world and the media. This results in discoursivations of labour (Haunschild 2013a) which determine what can be said, what needs to be said and – often more importantly – what must not be said about labour at a specific point of time and within a specific cultural context (also Foucault 1991; Parr 2008). Medio-political discoursivations of labour manifest themselves as efficient forms of regulating our knowledge about labour, circulating, exerting their influence, channelling topics and debates without being visible. This, first of all, requires reconstruction, description and analysis, which is being undertaken by the PhD projects of this graduate programme.

Keywords:

1 AntragstellerInnen und BetreuerInnen des Kollegs sind Christoph Bieber (Politikwissenschaft), Jens Martin Gurr (Anglistik/Amerikanistik), Alexandra Pontzen (Germanistik/Literaturwissenschaft) und Rolf Parr (Germanistik/Literatur- und Medienwissenschaft), deren Ideen und Formulierungen in den vorliegenden Beitrag auf vielfältige Weise ebenso eingegangen sind wie die von Iuditha Balint, der Koordinatorin des Kollegs, Dr. Thomas Ernst und – was die Projektdarstellungen angeht – die der KollegiatInnen (Kim Kannler, Valeska Klug, Kristina Petzold, Franziska Schaaf). – Webseite: https://www.uni-due.de/promotionskolleg_arbeit/ (Abruf 8.8.2016).

2 Siehe dazu Parr (1998, 2008, 2011).

Ausgangspunkt: Arbeit im Schnittpunkt von Diskursen und Medien

Jeder wird schon einmal die Beobachtung gemacht haben, dass man es beim Sprechen über ›Arbeit‹ in medialen Kontexten in der Regel mit einem Mix aus sozialen, politischen, medizinischen, psychologischen, ökonomischen und weiteren Aspekten zu tun hat, also einer Zusammenführung von Wissen aus ganz verschiedenen Spezialbereichen (Abb. 1) einschließlich der zugehörigen Versprachlichungen und Verbildlichungen. Da beginnt beispielsweise der Moderator einer Magazinsendung zum Lokführerstreik mit einer fast schon psychologischen Charakteranalyse des GDL-Vorsitzenden, geht dann über zu den Gehältern, die Lokführer für ihre Arbeit bekommen, um schließlich arbeitsmedizinische Überlegungen zur Nacharbeit anzustellen und all das auch noch auf die psychische Situation der zur Arbeit fahrenden Reisenden zu beziehen. Und genau so, wie der Moderator diese verschiedenen Perspektiven auf Arbeit anspricht, ist dann auch die nachfolgende Talkrunde mit Experten aus den verschiedenen Fachgebieten besetzt.



Abb. 1: Arbeit als sozialer Gegenstand

Dass alles dies in enger zeitlicher Abfolge an einem Sendeplatz möglich ist, dass die ZuschauerInnen sich aus all den verschiedenen Perspektiven auf den Fokus Arbeit einlassen können und dabei nichtsdestotrotz der Effekt entsteht, es mit *einem* integralen Gegenstand ›Arbeit‹ zu tun zu haben – obwohl der im Schnittpunkt dieser so ganz verschiedenen Zugriffe entstehende diskursive Gegenstand ›Arbeit‹ sich kaum mehr mit einem der gängigen Arbeitsbegriffe fassen lässt –, macht dreierlei deutlich:

- erstens, dass ›Arbeit‹ als sozial produzierter diskursiver Gegenstand im Schnittpunkt verschiedener Spezialdiskurse konstituiert wird (von Soziologie und Politologie über Medizin bis hin zu Psychologie), wobei in der Regel der Gegenstand ›Arbeit‹ *und* die mit ihm verbundenen Individuen (Subjektivitäten) in den Blick genommen werden;
- zweitens, dass das Wissen über ›Arbeit‹ aus diesen Spezialbereichen zu einem integralen Alltagswissen weiterverarbeitet wird, wobei dieser Prozess der Zusammenführung von Spezialwissen ganz unterschiedlicher Herkunft medial erfolgt;
- drittens, dass ›Arbeit‹ *der* zentrale Konvergenzpunkt moderner Gesellschaften ist, nämlich ein Gegenstand, in dem wichtige individuelle Lebensfragen (Privatheit) mit gesamtgesellschaftlichen Problemlagen (Öffentlichkeit, Politik) zusammenkommen.

Naheliegender Weise sind es dann auch die medialen Darstellungen, die unser Alltagswissen von ›Arbeit‹ und damit auch den sozialen Gegenstand ›Arbeit‹ (vgl. Haunschild 2013a) überhaupt erst hervorbringen, und zwar immer wieder neu und anders. Daher muss unser Wissen über ›Arbeit‹ insgesamt als ein genuin medial vermitteltes Wissen verstanden und analysiert werden, was im Umkehrschluss nichts Anderes bedeutet, als dass mit den medialen stets auch die gesellschaftlichen Diskursivierungen von Arbeit und ihres Wandels in den Blick genommen werden, die »arbeitsverändernden Impulse von Arbeit« (Füllsack 2009, S. 7).

An genau diesem Punkt der Konstruktion von Arbeit im Schnittpunkt verschiedener gesellschaftlicher Wissensbereiche setzen das Thema und der spezifische Zugriff unseres von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten und von der Fakultät für Geisteswissenschaften sowie dem Rektorat der Universität Duisburg-Essen mitfinanzierten Promotionskollegs an. Gefragt wird danach, wie das Wissen über Arbeit aus den verschiedenen Spezialdiskursen gerade in Medien wie Film, Fernsehen, Presse, Radio, neuen digitalen Medien, Literatur und Theater aufgenommen, weiterverarbeitet und zu immer wieder neuen komplexen Gegenständen ›Arbeit‹ interdiskursiv, also diskursverbindend, zusammengeführt wird (Abb. 2). Erst dieser doppelte, vom Spektrum der Medien und vom Spektrum der Spezialdiskurse her erfolgende Zugriff auf den komplexen Gegenstand ›Arbeit‹ scheint es uns möglich zu machen, ihn in seiner gesamtgesellschaftlichen Breite und Relevanz so in den Blick zu nehmen, dass die in gesellschaftlichem Umlauf befindlichen Diskursivierungen von ›Arbeit‹ und ihre politischen Funktionalisierungen rekonstruiert werden können. Das wiederum stellt die Basis für eine wissenschaftliche Analyse und Kritik sicher, die in der praktischen politischen Arbeit genutzt werden kann, denn auch ein großer Teil der politischen Thematisierung von Arbeit findet auf der Ebene des integralen Alltagswissens und nicht derjenigen der Spezialwissensbereiche statt.

Die medialen Diskursivierungen von Arbeit und Arbeitskulturen im Schnittpunkt mehrerer Spezialdiskurse sollen mit den Dissertationsprojekten des Kollegs für die Zeit von 1960 bis heute untersucht werden, wohl wissend, dass Diskurse auch nicht-sprachliche, nicht-bildliche, nicht-auditive soziale Praktiken umfassen und von nicht-diskursiven Faktoren bedingt sind. Übergreifendes Ziel ist es dabei, mit den im Kolleg entstehenden Dissertationen herauszuarbeiten, wie (1) der Gegenstand ›Arbeit‹ in medialen Kontexten und den in ihnen geführten Diskussionen sowie den daraus wiederum resul-

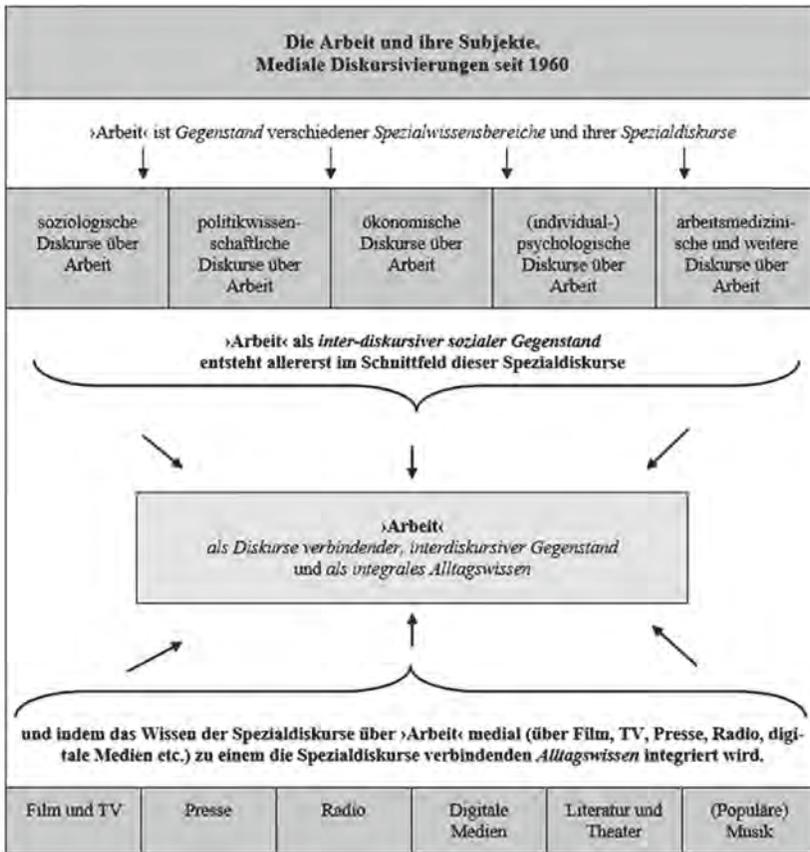


Abb. 2: Die Arbeit und ihre Subjekte

tierenden politischen Handlungszusammenhängen stets neu und anders konstituiert wird (vgl. Spieß 2014, S. 187) und (2) wie diese diskursiven Konstruktionen von »Arbeit« mit den nicht-diskursiven Faktoren verknüpft werden.

Dabei ist der Beginn des Untersuchungszeitraums in den 1960er Jahren dadurch motiviert, dass sozial-, politik-, medien- und kulturwissenschaftliche Forschungen für den Übergang von den 1950er zu den 1960er Jahren zahlreiche starke Brüche konstatiert haben, die alle auch den diskursiv-sozialen Gegenstand »Arbeit« betreffen. Das Spektrum reicht hier von den verschiedenen Konjunkturen der Arbeitsmigration (Beispiel »Gastarbeiter«; vgl. Herbert 2001; Bade/Oltmer 2004) und steigenden Arbeitslosenzahlen in Folge des Strukturwandels (vgl. Sappelt 2011) über die verschiedenen Bildungsreformen und ihre Auswirkungen auf die Arbeitswelt bis hin zu einem intensivierten Nachdenken über den Zusammenhang von Arbeit und Geschlecht vor dem Hintergrund sich wandelnder Familien- und Geschlechterrollen (Maihofer/Böhnisch/Wolf 2001; Hausen 2000; Baudry/Kuster/Lorenz 1999) sowie der zunehmenden Flexibilisierung, Mobilisierung und Globalisierung von Arbeit (Altvater/Mahnkopf 2005; Doering-Manteuffel/Raphael 2008; Trinczek 2011). Letztlich vollzieht sich in diesem Zeitraum eine nachhaltige Verschiebung der Arbeitssektoren hin zu einer »postindustriellen Gesellschaft« (Bell 1975):

Endet eine umfassende »Geschichte der Arbeit« (Eggebrecht et al. 1980, S. 303–412) zu Beginn der 1980er Jahre noch mit einem Kapitel zur »Industriegesellschaft« und mit einer Abgrenzung gegen die »Planwirtschaft der UdSSR«, so verzeichnet das »Glossar der Gegenwart« zwei Dekaden später Kernbegriffe wie ›Aktivierung‹, ›E-Government‹, ›Flexibilität‹, ›Kreativität‹, ›lebenslanges Lernen‹, ›Netzwerk‹, ›Projekt‹, ›Selbstverantwortung‹, ›Virtualität‹ und ›Wellness‹ (Bröckling/Krasmann/Lemke 2004). Die Veränderung der Arbeit selbst wird als eine von einer Disziplinar- zu einer Kontrollgesellschaft (Foucault 1994; Deleuze 1993) beschrieben, in der Arbeitssubjekte anders formiert werden: Ein »neuer Geist des Kapitalismus« produziere »flexible Menschen« oder »Arbeitskraft-unternehmer« mit einem »unternehmerischen« oder sich im wörtlichen Sinne erschöpfenden Selbst sowie »ökonomisierten Gefühlen«.³

Für den Untersuchungszeitraum hat – darauf weist Komlosy hin – die »Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse« dazu geführt, dass sich auch »der Diskurs über Arbeit weit geöffnet« habe, sodass »[e]ingespielte Muster, Bilder und Begriffe« nicht länger gültig sind (Komlosy 2014, S. 9). Zu diesen den Gegenstand Arbeit betreffenden Umbrüchen kommen mediale Umbrüche und Entwicklungen als weiterer zu berücksichtigender Faktor hinzu. Zu denken ist hier etwa an die Vervielfältigung der Fernsehsender durch die zweiten und dann dritten Programme, mit denen in den 1960er Jahren verstärkt die Arbeit in den Regionen ins Bild gebracht wurde, aber auch an die Zulassung privater Sender seit 1985. Von Relevanz ist zudem der gesamte Bereich der neuen Medien seit den 1990er Jahren, die selbst neue Arbeitsweisen in einer (digitalen) »Wissens-, Informations- oder Netzwerkgesellschaft« befördern.⁴ Da der Wandel von Arbeit keinesfalls als abgeschlossen gelten kann (Kaudelka/Kilger 2010), sondern bis heute fortwirkt, reicht der Untersuchungszeitraum am anderen Ende bis in die unmittelbare Gegenwart hinein.

Stand der Forschung

Die Forschungsliteratur zum Wandel der Begriffe und Bedeutungen von ›Arbeit‹ sowie von ›Subjekten der Arbeit‹ seit den 1960er Jahren ist nahezu unüberschaubar. Wichtige Arbeiten lassen sich vor allem in der Arbeitswissenschaft (u.a. Haunschild 2004; Luczak/Volpert 1997) oder in Disziplinen wie der Geschichtswissenschaft,⁵ der Wirtschafts- und Sozialgeschichte im historischen und interkulturellen Vergleich (Komlosy 2014) oder der Soziologie (u.a. Matthes 1983; Voß 1998; Bröckling/Horn 2002) ansiedeln. Dabei fokussieren die Arbeiten nicht nur den Wandel der ›Arbeit‹ selbst, sondern auch dessen Bedingungen, wie die Globalisierungsprozesse (Altvater/Mahnkopf 2005) oder Migrationsbewegungen (Bade/Oltmer 2004; Herbert 2001), sowie seine gesellschaftlichen Effekte wie

3 Boltanski/Chiapello (2003), Sennett (1998), Pongratz/Voß (2003), Bröckling (2007), Ehrenberg (2011), Illouz (2006).

4 Masuda (1980), Castells (2001), Friebe/Lobo (2006), Stuhr (2010).

5 U. a. Conze (1972a, 1972b), Kocka/Offe (2000), Kittner (2005).

Arbeitslosigkeit und prekäres Leben (Castel/Dörre 2009; Noltenius 2001) und schließlich auch seine Effekte auf die gesellschaftlichen Subjekte.⁶

Übersichtlicher, wenngleich noch immer sehr breit gestreut, ist die Forschungsliteratur zu den medialen Diskursivierungen von ›Arbeit‹ sowie von ›Subjekten der Arbeit‹ seit den 1960er Jahren, die vor allem in Disziplinen wie der Medien-, Kultur-, Film-, Kunst-, Literatur- und Theaterwissenschaft, aber auch in Fächern wie der Soziologie und Politologie entsteht. In den Fokus gerückt sind dabei vor allem die Medien Film,⁷ digitale Medien (u.a. Bieber 2009, 2011; Ernst 2009; Friebe/Lobo 2006), Literatur,⁸ Theater (u.a. Schößler/Bähr 2009), Musik (u.a. Butler/Pointner 2007) und bildende Kunst und Ausstellungen (u.a. Türk 2000; Roeckner 2009).

Insbesondere die einschlägigen medien-, kultur-, literatur- und theaterwissenschaftlichen Sammelbände, die sich gegenüber der medialen Diskursivierung von Arbeit und ihren Subjekten breit öffnen, belegen jedoch das Dilemma, in dem die Forschung zum Feld gerade noch steckt und die das Kolleg aufheben will: Zwar liegen Forschungsergebnisse zu Teilaspekten vor, es ist bislang aber noch kein Ansatz entwickelt worden, diese Forschungsergebnisse zu einer umfassenden und integralen Mediendiskursgeschichte von Arbeit und ihren Subjekten seit 1960 zu entwickeln. So finden sich beispielsweise Sammelbände zu den Themen »Repräsentationen von Arbeit« (Brogi et al. 2013), »Narrative der Arbeit« (Deiters et al. 2009; Erdbrügger/Nagelschmidt/Probst 2013) oder »Kulturen der Arbeit« (Ecker/Lillge 2011), die zwar wichtige Beiträge zu einzelnen Phänomenen enthalten, jedoch die übergeordnete Perspektive des Kollegs vermissen lassen. Der Sammelband von Gisela Ecker und Claudia Lillge (2011) fächert beispielsweise das Tableau medialer Diskursivierungen von Arbeit und ihren Subjekten sehr weit auf, die insgesamt zwölf Beiträge zu Film, Fotografie, Museen, Literatur und Tanz werden aber nicht intermedial oder abstrakt reflektiert. Ein anderer Sammelband zum Arbeitsbegriff legt zwar wichtige historische Beiträge vor, nur etwa ein Viertel der Beiträge befasst sich aber mit der für das Kolleg anvisierten zeitlichen Periode (Colin/Schößler 2013).

Weiter gehen hier die Sammelbände zu den Narrativen und Repräsentationen der Arbeit: Dem Band von Erdbrügger/Nagelschmidt/Probst (2013) ist eine ausführlichere Reflexion des Arbeitsbegriffs vorangestellt (Probst 2013), inhaltlich befassen sich die Aufsätze jedoch vor allem mit den Medien Literatur und Film. Am ehesten findet sich das Modell des Kollegs noch im Band von Brogi et al. (2013), der sich explizit das Ziel setzt, die Komplexität der medialen Repräsentationen von Arbeit in transdisziplinären Analysen zu vergegenwärtigen. Die Aufnahme historiographisch weit zurückgreifender und soziologischer Aufsätze sowie von drei KünstlerInnen-Interviews in den Band, der sich ansonsten vor allem mit Filmen, literarischen Texten und Museen beschäftigt, löst die mögliche Kohärenz des Bandes jedoch auf. Zwar befassen sich sowohl mehrere Arbeiten

6 Bröckling (2007), Haunschild (2013a), Illouz (2006), Rau (2010).

7 U. a. Baumgärtel (1998), Blümlinger/Wulff (1992), Brigden (2008), Hediger (2007), Karpf (2000), Kohler/Schulte/Strathaus (2007), Möntmann (2014), Reichert (2000), Ross (2001), Seeßlen (2007, 2014), Stranglmann (2004).

8 U. a. Heimbürger (2010), Colin/Schößler (2013), Deiters et al. (2009), Erdbrügger/Nagelschmidt/Probst (2013), Ernst (2011), Heimbürger (2010), Kift/Palm (2007), Matthies (2016), Balint (2017).

und Aufsätze mit der medialen Diskursivierung von ›Arbeit‹ wie auch von ›Subjekten der Arbeit‹ (in Aufsatztiteln finden sich u.a. »die Arbeit des Intellektuellen«, »die prekäre Arbeit«, »der Revolutionär im Büro« oder »die Beischlafdiebin«), diese werden aber nicht unter Überschreitung der medialen Grenzen und unter Bezug auf die Zeit von 1960 bis heute integral aufeinander bezogen.

Diesen Bänden fehlt somit ein theoretisch-methodischer Zugriff, der die Spezialdiskurse der einzelnen an den Diskursivierungen von ›Arbeit‹ beteiligten Medien in ihre Fragestellungen sowie methodischen Ansätze aufnimmt und ›Arbeit‹ damit als im Schnittpunkt von Spezialwissensbereichen und medialer Darstellung stehend allererst erforscht. Ansatzweise leistet dies die Arbeit von Kaufmann (2013) zu den Debatten um die Hartz-Reformen und das daraus resultierende mediale Bild von Erwerbslosen innerhalb der SPD für die Zeit von 1998 bis 2002, die zwar Zeitungsmaterial breit sichtet, aber eher am kommunikationswissenschaftlichen Habermas'schen als am Foucault'schen Diskursbegriff orientiert ist und dadurch das Zusammenspiel von Spezialdiskursen und der Konstitution des diskursiven Gegenstands ›Arbeit‹ nur bedingt berücksichtigen kann.

Konstatieren lässt sich also, dass es einerseits zwar eine Vielzahl an Forschungsarbeiten gibt, die sich in unterschiedlicher Weise mit der Thematisierung von Arbeit beschäftigen, dass bislang allerdings Arbeiten fehlen, die zeigen, wie das Spezialwissen über Arbeit aus den verschiedenen wissenschaftlichen Teildisziplinen in medialen Diskursen gebündelt sowie in Alltagswissen überführt wird, und wie damit der soziale Gegenstand ›Arbeit‹ und seine ›Subjekte‹ immer wieder neu diskursiviert und konstituiert wird. Eine solche integrale Aufarbeitung, die interdisziplinär und zugleich intermedial angelegt sein muss und in zeitlicher Hinsicht von der ›schon‹ postindustriellen Zeit der 1960er Jahre bis in die Gegenwart reicht, liegt bislang nur in Ansätzen vor.⁹

Vorstellungen von Arbeit

Die in den einzelnen Dissertationsprojekten zu untersuchenden medialen Materialkorpora operieren mit wechselnden Vorstellungen von Arbeit und konzipieren bzw. konstruieren ›Arbeit‹ in ganz unterschiedlicher Weise als ebenso unterschiedlichen diskursiven Gegenstand. Dabei nehmen sie zudem wechselnde Perspektiven (soziologisch, sozialökonomisch, gesamtgesellschaftlich, individualsoziologisch, psychologisch usw.) ein, und zwar sowohl auf den sozialen Gegenstand ›Arbeit‹ als auch den der ›Subjekte der Arbeit‹. »Arbeit« – so stellt Komlosy fest – ist immer »auch Gegenstand zahlreicher [...] Projektionen«, denn

»Arbeit stellt ein zentrales diskursives Feld dar, das unterschiedliche Anforderungen an die Person und unterschiedliche gesellschaftspolitische Entwürfe miteinander konfrontiert. Arbeitsdiskurse begleiten die Menschheit durch ihre Geschichte, sie

9 Vgl. Brogi et al. (2013), Erdbrügger/Nagelschmidt/Probst (2013), Amann/Mein/Parr (2010), Haunschild/Schöblier (2010).

sind in allen Religionen, Philosophien und Weltanschauungen präsent.« (Komlosy 2014, S. 25)

Solche Diskursivierungen, wie sie im konkreten Fall auch aussehen mögen, können als indirekte, nicht explizit ausformulierte Versuche der Bestimmung von Arbeit verstanden werden, die gesellschaftlich wirksam sind. Es ist ein zentrales Anliegen des Promotionskollegs, diese unterschiedlichen Bestimmungen sichtbar, lesbar, beurteilbar und ihren Folgen abschätzbar zu machen.

Statt mit einem einzigen, vorab definierten Arbeitsbegriff zu operieren, gilt es für die am Promotionskolleg Beteiligten daher, das Feld der aktuell in der Diskussion befindlichen Arbeitsvorstellungen, -konzepte und -begriffe präsent zu haben. Für den spezifisch interdiskursiven, interdisziplinären und multimedialen Ansatz des Kollegs wäre es daher folgenswer, wenn von Beginn an ein bestimmter Arbeitsbegriff fokussiert würde, oder wenn bestimmte Aspekte *eines* Arbeitsbegriffs definitorisch ausgeschlossen würden, die dann in den zu untersuchenden medialen Diskursivierungen von Arbeit (einschließlich der Subjektivitäten, die diese hervorbringen) eventuell eine wichtige Rolle spielen. So haben sich die medialen Diskursivierungen beispielsweise von ›Heimarbeit‹ im zu untersuchenden Zeitraum von 1960 bis heute in vielerlei Hinsicht gewandelt (wenn man nur an die mediale Darstellung von Hausarbeit, häuslicher Pflege und Home-Office als Formen ›echter Arbeit‹ denkt). Auf Basis dieser offenen Herangehensweise sollen die verschiedenen medialen Diskursivierungen von Arbeit herausgearbeitet und ihr »Verhältnis zu Produktionsformen, Gesellschaftsformationen, gesellschaftlich geltenden Werthierarchien und Herrschaftspraktiken« (Walther 1990, 3) berücksichtigt werden.

Sinnvoll erscheint ein solches Vorgehen somit vor allem in Hinsicht auf den fast sechs Jahrzehnte umfassenden Untersuchungszeitraum des Promotionskollegs, innerhalb dessen mit dem Wandel von Arbeit, Arbeitsprozessen und Arbeitskulturen auch die Arbeitsbegriffe immer wieder neu und anders akzentuiert wurden,¹⁰ sodass sich »mit den Neubewertungen und Akzentverschiebungen« auch »das Wesen der Arbeit selbst« verändert hat (und vice versa) (ebd.). Dies gilt auch für das vielfach »als geschichtslos-anthropologisch« verstandene Theorem von Arbeit als Mittel zur Sicherung des Lebensunterhalts (ebd., S. 3 f.). Hinzu kommt, dass das, was für den Arbeitsbegriff gilt, auch für seine mediale, insbesondere bildliche Darstellung gilt, wie der Filmwissenschaftler Georg Seeßlen betont: »Sowenig es also einen kohärenten Begriff der Arbeit gibt, so wenig gibt es ein ›geschlossenes‹ Bild der Arbeit« (Seeßlen 2014).

Nichtsdestotrotz lassen sich die aktuell diskutierten Arbeitsbegriffe in Form einer Reihe von Oppositionspaaren rekonstruieren, die pragmatisch als erste Rasterung das Feld der Arbeitsbegriffe erschließen können. Zu diesen Binarismen gehören die von »Sinn der Arbeit vs. Sinn in der Arbeit« (Hofmeister/Hardering 2014, S. 520 f.); »industrielle vs. postindustrielle Arbeit« (PROKLA-Redaktion 2008); »begrenzte vs. entgrenzte Arbeit« (Voß 1998); »Arbeit vs. Leben« (Haunschild 2013b); »Ende der Arbeitsgesellschaft vs. Zukunft der Arbeit« (Rifkin 1996); »körperliche vs. geistige Arbeit«, »bezahlte

10 Vgl. Hund (1990), Füllsack (2009), Baecker (2002), Komlosy (2014).

vs. unbezahlte Arbeit« (Familienarbeit, Betreuungsarbeit, Pflegearbeit); »starre vs. flexible Arbeit«, »Arbeit als Prozess vs. Arbeit als Ergebnis«; »Arbeit vs. Nicht-Arbeit, Faulenzen, Nichtstun« (Arendt 2002; Straub 2004), »Arbeit vs. Freizeit« (Negt 1984; Helmstetter 2002), »Arbeit vs. Arbeitslosigkeit« und – angelehnt an Marx – »konkrete vs. abstrakte Arbeit«, »lebendige vs. vergegenständlichte Arbeit«, »entfremdete vs. nicht-entfremdete Arbeit«, »selbständige vs. unselbständige Arbeit«, »freie vs. unfreie Arbeit«, »bezahlte vs. unbezahlte Arbeit«, »sozial abgesicherte vs. sozialungesicherte Arbeit« (vgl. zu den vier letzten Paaren Komlosy 2014, S. 55–76).

Ziele des Promotionskollegs und erste Dissertationsprojekte

Auf der Folie dieser Forschungslage lässt sich die Zielsetzung des Kollegs wie folgt fassen: Ausgangsthese ist, dass sich zwischen 1960 und heute ein umfassender Wandel der Arbeitsformen vollzogen hat, der sich auch auf die Subjektivitäten der (Nicht-)Arbeitenden auswirkt. Dieser Wandel der Arbeit und mit ihm derjenige der Subjektivierungen von Arbeit wird intensiv in journalistischen und unterhaltenden Medien wie Fernsehen, Presse, Radio und Digitalen Medien sowie in künstlerischen Medien wie Film, Literatur, Theater und Musik diskursiviert. Zwar liegen verschiedene Beiträge zu medialen Diskursivierungen in Einzelmedien vor, es ist bislang allerdings noch kein Versuch unternommen worden, eine umfassende Geschichte der medialen Diskursivierung von Arbeit und ihren Subjekten von 1960 bis heute zu schreiben. Daran arbeiten die KollegiatInnen arbeitsteilig, indem sie auf Basis eines interdiskursanalytischen und intermedialen Ansatzes je spezifisch danach fragen, in welchen Medien zu welcher Zeit welche Begriffe und Vorstellungen von Arbeit und/oder von Subjekten der Arbeit wie präsent waren, und ihre jeweiligen Arbeiten auf den Gesamtzusammenhang einer umfassenden Diskursgeschichte des Wandels von Arbeit und Subjekten der Arbeit beziehen. Dabei ist das Kolleg – ganz im Sinne der Diskursanalyse – nicht darauf angelegt, eine kohärente Diskursgeschichte zu erzählen, sondern gerade die Widersprüche, die Vielfalt und die Besonderheiten der Vorstellungen von Arbeit und Subjekten der Arbeit zu spezifischen Zeiten und in spezifischen Medien herauszuarbeiten.

Im weit verstandenen Feld medienwissenschaftlich-diskursanalytischer Theorien und Methoden, wie es die BetreuerInnen, die Koordinatorin, die KooperationspartnerInnen¹¹ und auch die Promovierenden mit unterschiedlichen Akzentsetzungen vertreten, entsprechen dem Spektrum der avisierten Dissertationsthemen verschiedene interdisziplinär ausgerichtete methodologische Zugriffe. Dazu zählen insbesondere medien- und kulturwissenschaftliche Ansätze wie die (Inter-)Diskursanalyse, die Cultural Studies,

11 Als KooperationspartnerInnen konnten wir Nicole Colin (Aix-Marseille), Franziska Schößler (Trier) und Axel Haunschild (Hannover) gewinnen, als weitere Partner Dr. Thomas Ernst (Amsterdam), das »Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt« (Dortmund), das »Haus der Geschichte des Ruhrgebiets« (Bochum), das »Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ) sowie die Profilschwerpunkte »Wandel von Gegenwartsgesellschaften« und »Urbane Systeme« (alle Universität Duisburg-Essen).

die Urban Studies und die Gender Studies, teils verbunden mit traditionelleren Analyseinstrumenten wie der Hermeneutik. Die Dissertationsprojekte sollen dabei einerseits Diskursivierungen von Arbeit und der sie tragenden Subjekte in verschiedenen medialen Kontexten erforschen, andererseits aber inhaltlich und methodologisch so aufeinander bezogen werden, dass sich aus der Summe der Untersuchungen als das gesamte Promotionskolleg übergreifendes Arbeitsergebnis ein – wenn auch keineswegs vollständiges – Panorama der gesellschaftlich-politisch-medialen Diskursivierungen von Arbeit und ihren Subjekten für den Zeitraum von 1960 bis heute ergibt. Der zunehmenden Globalisierung von Arbeitsprozessen und Formen der Arbeit wird dadurch Rechnung getragen, dass sich einige Dissertationsthemen in komparatistischer Perspektive mit internationalen Formen der Diskursivierung von Arbeit und ihren Subjekten beschäftigen.

Entsprechend weit ist daher auch der den Arbeiten des Promotionskollegs zugrunde gelegte Medienbegriff zu verstehen, der Kommentare und Reportagen in Printmedien (u.a. von »Bild« bis »Zeit«) ebenso umfasst wie TV-Talkshows (u.a. von Trash-Formaten der Privaten bis Anne Will, ARD) oder Weblogs wie »Riesenmaschine« (das 2007 den Erik-Reger-Preis für »herausragende Darstellungen der Lebens- und Arbeitswelt« gewonnen hat), Radiobeiträge sowie Populärmusik (vgl. hierzu Butler/Pointner 2007). Daneben können auch Ausstellungskataloge wie »Rationalisierung« (1984) und »Arbeit: Sinn und Sorge« (2009/10) zum Thema werden sowie Theaterstücke der Jahrtausendwende, z.B. »Top Dogs«, »Täglich Brot«, »McKinsey kommt« oder »Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr«,¹² aber auch preisgekrönte Hörspiele wie Stripped – ein Leben in Kontoauszügen (2004) oder die Entwicklung der Arbeiterliteratur der 1960er Jahre (u.a. von der Grün 1963; Runge 1968; in Nachfolge auch Schöfer 2001–2008) über die Angestelltenromane der 1970er und 1980er Jahre (Genazino 1985) zu einer Praktikanten-, Angestellten- oder Unternehmerliteratur,¹³ die dann wieder mediale Resonanz auch über die Literatur hinaus gefunden hat. Insbesondere das breite Spektrum der *Fernseh- und Kinofilme*¹⁴ und schließlich der *TV-Mitmachprojekte* (Deine Arbeit, Dein Leben!, 2014) ist bisher noch nicht systematisch auf Diskursivierungen von Arbeit hin untersucht worden. Insgesamt gilt auch heute noch das, was Strangleman festgestellt hat, nämlich, dass gerade die visuellen Darstellungen von Arbeit ein »blind spot« sind, sodass man es in der Wissenschaft bisher weitgehend mit »ways of (not) seeing work« zu tun hat (Strangleman 2004).

12 Widmer (1997), Danckwart (2001), Hochhuth (2003), Pollesch (2003).

13 U.a. Streeruwitz (2004), Weber (2005), Desai (2006), Röggla (2006), Ullmaier (2007), Pehnt (2007), Goetz (2012).

14 Z.B. der *Kinofilme* Warum läuft Herr R. Amok? (1970), Jede Menge Kohle (1981), Riff-Raff (1991), Brassed off (1996), Rosetta (1998), Hat er Arbeit? (2001), Lichter (2003), Yella (2007); der *Fernsehserien* (z.B. Acht Stunden sind kein Tag (1972/73), Working Stiffs (1979), The Wire (2002–2008)); der *filmischen Dokumentationen* (z.B. Union Maids (1976), Roger & Me (1989), Out of Darkness: The Mine Workers' Story (1990), Arbeiter verlassen die Fabrik (1995), Freigestellt. Die Zukunft der Arbeit in Zeiten des Überflusses (2012), Work hard, Play hard (2012)); der *Amateurfilme* (z.B. Wohin? Angestellte und Arbeiter im Kampf für die Sicherung ihrer Arbeitsplätze (1979), Mit Schlips und Kragen (1981)); der *Filmkunstprojekte* (Eine Einstellung zur Arbeit (2014)).

Eine solche breite Ausrichtung ermöglicht – ebenso wie die interdiskursanalytische Perspektive auf das gesellschaftliche Phänomen ›Arbeit‹ – einen weitaus differenzierteren Zugriff als Ansätze, die sich nur auf ein Einzelmedium oder einen einzelnen Spezialdiskurs beschränken. Es liegen zwar eine Reihe von Studien vor, die die Darstellung von Arbeit in einzelnen Medien untersucht haben; mediale Diskursivierungen von Arbeit und ihr Wandel im beschriebenen übergreifend-interdiskursiven Sinne sind bislang jedoch kaum erforscht worden. Das Kolleg setzt hier, was das Spektrum möglicher Dissertationsthemen angeht, bei zwei Themenschwerpunkten an: Der erste fokussiert vor allem die Analyse der sich wandelnden Diskursivierungen von Arbeit in verschiedenen medialen Konstellationen und Kontexten, während der zweite den Akzent auf die medialen Diskursivierungen der Subjekte der Arbeit setzt. Mit ihnen stehen diejenigen Subjektivitäten der Arbeit im Mittelpunkt des Interesses, die als tragende Säulen oder aber Produkte der Diskursivierungen von ›Arbeit‹ angesehen werden können. Gefragt wird, welche Subjektivitäten mit welchen Konstrukten bzw. Diskursivierungen von ›Arbeit‹ in Verbindung gebracht werden und inwiefern sich diese Kopplungen im zeitlichen Verlauf sowie im intermedialen und interkulturellen Vergleich verändern. Wie das jeweils konkret aussieht, lässt sich am besten an den Promotionsvorhaben selbst zeigen.

Bloggen. Eine diskursanalytische Untersuchung zu Selbst- und Fremdbeschreibungen digitaler Autorschaft (Kristina Petzold)

Die technologische Revolution der Digitalisierung führt u.a. zu einem Wandel der Vorstellungen von Erwerbsarbeit. Ein bedeutender Faktor war und ist dabei die zunehmende Auflösung der Grenzen zwischen konsumierenden und produzierenden Praktiken durch eine Vielzahl an digitalen Partizipationsmöglichkeiten. Die Bezeichnungen »Prosument« und »User Generated Content« stehen exemplarisch für eine ganze Reihe von Mischformen. Mit ihrer Etablierung wurde auch zunehmend die Frage gestellt, in welchen Fällen im Web 2.0 wirklich ›Arbeit‹ geleistet wird, wer diesen Status für sich reklamieren kann und wer diese immaterielle Arbeit als solche anerkennt. Das Dissertationsprojekt will auf diese Frage am Beispiel von sogenannten ›Buchbloggern‹ eine Antwort geben. Ziel ist es, am Beispiel von literarischen Review-Blogs die Frage zu klären, von wem Bloggen als Arbeit und Blogger als ArbeiterInnen angesehen werden (und von wem nicht) und ob – und wenn ja wie – sie sich selbst medial als solche darstellen. Diese Fragestellung wird mittels diskurstheoretischer Instrumentarien zu beantworten werden. Das Erschließen der Diskursregeln, nach denen Zusammenhänge zwischen Bloggen und Arbeiten von unterschiedlichen Akteuren konstruiert oder dekonstruiert werden, soll dabei insbesondere die verschiedenen Motivlagen der Diskursteilnehmer sichtbar machen.

Mediale Diskurse und der Wandel der Subjektivitäten freier künstlerischer Arbeit zwischen 1980 und heute (Valeska Klug)

Beantragen frei produzierende, darstellende KünstlerInnen Fördergelder, so müssen sie meist begründen, was an ihrem Projekt besonders innovativ, nachhaltig, partizipativ, experimentell oder modellhaft ist. Dass es dabei bestimmte »Zauberwörter des Diskurses« der Fördersysteme (Jens Roselt auf »nachtkritik.de«) gibt, ist bekannt; und ebenso, dass sie auf kulturpolitische Entscheidungen und Förderstrategien zurückzuführen sind. Ob bzw. wie diese ›Zauberwörter‹ und deren Berücksichtigung auf Seiten der AntragstellerInnen zu Strategien werden und das (Selbst-)Verständnis von KünstlerInnen und ihrer Arbeit verändern, ist bislang kaum erforscht worden. Das theaterwissenschaftlich ausgerichtete Dissertationsvorhaben befasst sich daher mit dem Wandel medialer Diskursivierungen des KünstlerInnensubjekts seit der Etablierung von Förderstrukturen für die sogenannte Freie Theaterszene in den 1980er Jahren. Leitend für die Analyse sind Fragen nach Ausmaß, Art und Entwicklung des Einflusses kultur- und förderpolitischer Diskurse auf das (Selbst-)Verständnis von KünstlerInnen und ihrer Arbeit: (a) Wie wirken sich Fördersysteme zu welcher Zeit auf Form, Inhalt und Verständnis künstlerischer Arbeiten aus? (b) Wie verändert sich dies mit der Zeit und vor dem Hintergrund der zunehmenden Bedeutung des Bereichs der kulturellen Bildung? (c) Welche ›Zauberwörter‹ verschwinden, welche halten sich, welche tauchen auf und welche Begriffe hätten – würden sie zum Zauberwort – das Potenzial, Fördersysteme umzugestalten? In Auseinandersetzung mit diesen Fragen werden einerseits Verschiebungen im Selbst- und Arbeitsverständnis freier TheatermacherInnen diskursanalytisch untersucht, andererseits wird rekonstruiert, in welchem Verhältnis diese zu den kulturpolitischen Impulsen und Förderstrategien stehen. Die Erkenntnisse können Hinweise auch für die praktische Auseinandersetzung mit der Gestaltung von Förderstrukturen für das freie Theater geben.

Mediale Geographien von ›Arbeitervierteln‹ und ihre Diskursivierung im urbanen Wandel. Eine Studie zur Verräumlichung des Sozialen in Medienbildern (Kim Kannler)

Arbeiterviertel entstehen seit der Jahrhundertwende in den großen Industriestädten Europas und unterliegen schnell ganz unterschiedlichen Semantisierungen, die von ›lebenswerten‹ Stadtteilen bis hin zu dem reichen, was man heute ›No-go-Areas‹ nennt. In historischer Perspektive stellen sich Arbeiterviertel damit als eine Art Bühne für mediale Diskursivierungen dar (als große soziale Tat und Fortschritt um 1900; als zentrumsnahe, zunehmend gentrifizierte Areale seit den 2010er Jahren). Das Promotionsprojekt geht vor diesem Hintergrund der Frage nach, was ›Arbeiterviertel‹ heute noch kennzeichnet, wer in ihnen lebt, wo ihre eher diskursiven als topographischen Grenzen verlaufen und wer diese bestimmt, kurzum, wie Arbeiterviertel medial diskursiviert werden und wie dabei in Form von (manchmal gar nicht so neuen) sozialen Verhältnissen zugleich Macht ausgeübt wird. Mit einer solchen mediengeographischen Perspektive fasst das Promoti-

onsprojekt das ›Arbeiterviertel‹ als einen sozialen Raum auf, der Konstruktionen von Räumlichkeit mit sozialen Praktiken und medialen Repräsentationen vereint.

Medienprodukt »gute traditionelle Arbeit«? Der Faszinationskomplex Handwerk(en) in bundesdeutschen Mediendiskursen seit 1960 (Franziska Schaaf)

Dieses Projekt nimmt den Wandel der medialen Darstellung handwerklicher Arbeit von 1960 bis heute in den Blick. Gegenstand sind Fernseh-Dokumentationen, Tageszeitungen, Life-Style-Magazine, Do-It-Yourself-Zeitschriften und Internet-Foren, die sich mit traditionellen handwerklichen Fertigungstechniken und Tätigkeiten beschäftigen. Das Medienprodukt »gute, traditionelle Arbeit« soll sowohl als eine Form professioneller Erwerbsarbeit in den Blick genommen werden als auch als Freizeitaktivität, da beide vielfach diskursiv miteinander verknüpft sind. Ziel der Untersuchung ist es, auf Grundlage einer breiten Materialbasis herauszuarbeiten, wie mediale Diskurse über handwerkliche Arbeit Normen und Wertvorstellungen vermitteln, die sich auf das gesamte Diskurs- und Handlungsfeld ›Arbeit‹ auswirken. Dabei wird angenommen, dass der Faszinationskomplex ›Handwerk(en)‹ diskursiv als das erstrebenswerte Andere zu den dominierenden modernen Formen von Arbeit gesetzt wird, etwa als verklärte Alternative zur Industriearbeit oder als kompensatorischer Gegenpol zur Arbeit 4.0. Auf der Ebene einzelner diskursiver Elemente von Interesse sind dabei vor allem Zeit-Semantiken (z.B. lange Zeit lassen, aus langer Erfahrung, sich die nötige Zeit lassen, überliefert, seit Generationen, ruhig).

Weitere Themen

Als weitere Projekte werden demnächst hinzukommen: (a) »Die diskursive Konstruktion von Burnout: Eine diskursanalytische Untersuchung der medialen und künstlerischen Darstellungsweisen (Janina Henkes); (b) »Burnout. Ein (inter-)diskursives Phänomen im Spannungsfeld von Medien ›sozialer Pathologie‹ und Arbeit am ›gesunden Selbst‹« (Christina Meyn); (c) »Immaterielle Arbeit und unternehmerisch handelnde Subjekte in televisuellen Coachingformaten. Verhandlungen von Arbeits- und Subjektivierungsprozessen seit den 2000er Jahren« (Christopher Schmidt).

Offene Fragen und eine Tagung

In der Kombination sozialwissenschaftlicher, textorientierter und medienorientierter Fragehorizonte, sind viele der Dissertationsprojekte zurzeit damit beschäftigt, sozial- und wissenssoziologische Ansätze der Diskursanalyse mit solch text- und bildorientierten Ansätzen wie der Interdiskursanalyse und der ›traditionellen‹ Diskursanalyse Michel

Foucaults zusammen zu denken. Daraus versprechen wir uns Fortschritte nicht nur hinsichtlich des Gegenstandes ›Arbeit‹, sondern auch für die Weiterentwicklung der diskursanalytischen Methodik. Letzterer wollen wir voraussichtlich im Juli 2017 im Rahmen eines Workshops genauer nachgehen. Interessenten aus dem gesamten Spektrum der sozial-, sprach- und medienwissenschaftlichen Diskursanalyse sind herzlich willkommen.

Quellen und Literatur

Filme und TV-Serien

- »Acht Stunden sind kein Tag.« Fünfteilige Fernsehserie. Regie: R. W. Fassbinder. BRD 1972–1973.
- »Arbeiter verlassen die Fabrik.« Essayfilm/Dokumentarfilm. Regie: H. Farocki. BRD 1995.
- »Brassed off.« Regie: M. Herman. Großbritannien, USA 1996.
- »Freigestellt. Die Zukunft der Arbeit in Zeiten des Überflusses.« Regie: C. Stigel. BRD 2012.
- »Frohes Schaffen. Ein Film zur Senkung der Arbeitsmoral.« Dokumentarfilm mit Spielfilmanteilen. BRD 2012. Buch und Regie: K. Faigle.
- »Hände weg vom Interessenausgleich.« Dokumentarfilm. Regie: Arbeit Und Film (AUF). BRD 1978.
- »Hat er Arbeit?« Regie: K. Wessels. BRD 2001.
- »Jede Menge Kohle.« Regie: A. Winckelmann. BRD 1981.
- »Lichter« Regie: H. C. Schmid. BRD 2003.
- »Mit Schlips und Kragen.« Dokumentarfilm. Regie: Arbeit Und Film (AUF). BRD 1981.
- »Out of Darkness: The Mine Workers' Story.« Regie: B. Kopple, Bill Davis. USA 1990.
- »Prinzessinnenbad« Dokumentarfilm. Regie: B. Blümner. BRD 2007.
- »Riff-Raff« Regie: K. Loach. GB 1991.
- »Roger & Me« Regie: M. Moore. USA 1989.
- »Rosetta« Regie: J.-P. und L. Dardenne. BE, F 1998.
- »The Wire« Fernsehserie. USA 2002–2008.
- »Union Maids« Regie: J. Klein/J. Reichert/M. Mogulescu. USA 1976.
- »Wohin? Angestellte und Arbeiter im Kampf für die Sicherung ihrer Arbeitsplätze.« Dokumentarfilm. Regie: Arbeit Und Film (AUF). BRD 1979.
- »Work hard, Play hard.« Regie: C. Losmann. BRD 2012.
- »Yella« Regie: C. Petzold. BRD 2007.
- »Working Stiffs« Fernsehserie. USA 1979.

Ausstellungen, Radio, Digitale Medien

- »Arbeit, Sinn und Sorge.« Eine Ausstellung des Deutschen Hygiene-Museums Dresden (25.6.2009–11.7.2010). Ein Initiativprojekt der Kulturstiftung des Bundes im Programm »Arbeit in Zukunft«.
- »Deine Arbeit, Dein Leben!« Crossmediales Mitmachprojekt des WDR (http://www1.wdr.de/fernsehen/dokumentation_reportage/deinearbeit/indexdeinearbeit100.html), zuletzt geöffnet am 10.9.2014).
- »Eine Einstellung zur Arbeit.« Ein Projekt von Antje Ehrmann und Harun Farocki. Videoinstallation. Museum Folkwang Essen (16.8. bis 28.9.2014). Eine Produktion der Ruhrtriennale, präsentiert in Kooperation mit dem Museum Folkwang. Eine Koproduktion der Harun Farocki Filmproduktion mit dem Goethe-Institut.

- »Rationalisierung 1984« Eine Ausstellung der Staatlichen Kunsthalle Berlin und der Neuen Gesellschaft für bildende Kunst Berlin. Staatliche Kunsthalle Berlin (1.1. bis 8.2.1984).
- »Riesenmaschine – das brandneue Universum« Ein Blog von Sascha Lobo, Holm Friebe und anderen Autoren. Nicht ganz ernst gemeinte Beiträge über das Leben, die Arbeit und unsere Zukunft (www.riesenmaschine.de, zuletzt geöffnet am 10.9.2014).
- »Stripped – ein Leben in Kontoauszügen« Hörspiel von Stefan Weigl. WDR 2004.
- »Vom Glück zu arbeiten.« Dokumentation der Friedrich-Ebert-Stiftung (<http://www.youtube.com/watch?v=osWmc4aYxUU&feature=youtu.be>, zuletzt geöffnet am 10.9.2014).

Gedruckte Materialien

- Dankwart, G. (2001): Täglich Brot. In: Theater heute, Juni 2001, S. 56–60.
- Desai, K. (2006): The Inheritance of Loss. London: Hamish Hamilton.
- Genazino, W. (1985): Abschaffel. Eine Trilogie. Reinbek: Rowohlt.
- Goetz, R. (2012): Johann Holtrop. Roman. Berlin: Suhrkamp.
- Grün, M. von der (1963): Irrlicht und Feuer. Recklinghausen: Paulus.
- Hochhuth, R. (2003): McKinsey kommt. Molières Tartufe. Zwei Theaterstücke mit einem Essay von G. Ueding. München: dtv.
- Pehnt, A. (2007): Mobbing. München: Piper.
- Pollesch, R. (2003): Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr. In: Pollesch, R.: www-slums.de. Reinbek: Rowohlt 2003, S. 29–102.
- Röggla, K. (2006): Wir schlafen nicht. Roman. Frankfurt am Main: Fischer.
- Runge, E. (1968): Bottroper Protokolle. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schöfer, E. (2001–2008): Die Kinder des Sisyfos. Vierbändiger Romanzyklus. Berlin: Dittrich.
- Streeruwitz, M. (2004): Jessica, 30. Frankfurt am Main: Fischer.
- Ullmaier, J. (Hrsg.) (2007): Schicht! Arbeitsreportagen für die Endzeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Weber, A. (2005): Gold im Mund. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Widmer, U. (1997): Top Dogs. Frankfurt am Main: Verlag der Autoren.
- Zelter, J. (2006): Schule der Arbeitslosen. Ein Roman. Tübingen: Klöpfer und Meyer.

Thematisch relevante Zeitschriften

- International Labor and Working-Class History (mit Vorläuferzeitschriften seit 1972).
- Labor History (mit Vorläuferzeitschriften seit 1953).
- Labor: Studies in Working-Class History of the Americas (seit 2004).
- Work, Employment and Society (seit 1987).

Forschungsliteratur

- Altvater, E./Mahnkopf, B. (2005): Grenzen der Globalisierung. Politik, Ökonomie und Ökologie in der Weltgesellschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Amann, W./Mein, G./Parr, R. (Hrsg.) (2010): Globalisierung und Gegenwartsliteratur. Konstellationen – Konzepte – Perspektiven. Heidelberg: Synchron.
- Arendt, H. (2002): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München: Pieper.
- Bade, K. J./Oltmer, J. (2004): Normalfall Migration: Deutschland im 20. und frühen 21. Jahrhundert. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Baecker, D. (Hrsg.) (2002): Archäologie der Arbeit. Berlin: Kadmos.

- Balint, I. (2017): *Erzählte Entgrenzungen. Arbeit in der Literatur zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. Paderborn: Fink.
- Baudry, P./Kuster, B./Lorenz, R. (Hrsg.) (1999): *Reproduktionskonten fälschen! Heterosexualität, Arbeit und Zuhause*. Berlin: b_books.
- Baumgärtel, T. (1998): *Vom Guerillakino zum Essayfilm: Harun Farocki. Monographie eines deutschen Arbeiterfilmers*. Berlin: b_books.
- Bell, D. (1975): *Die nachindustrielle Gesellschaft*. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Bieber, C./Eifert, M./Groß, T./Lamla, J. (Hrsg.) (2009): *Soziale Netze in der digitalen Welt. Das Internet zwischen egalitärer Teilhabe und ökonomischer Macht*. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Bieber, C. (2011): *Arbeit allein ist nicht genug. Ethische Aspekte der (neuen) Arbeitswelt*. In: Korte, K.-R./von der Leyen, U. (Hrsg.): *Wer macht die Arbeit morgen?* Berlin: Berlin University Press, S. 105–120.
- Blümlinger, C./Wulff, C. (Hrsg.) (1992): *Schreiben, Bilder, Sprechen. Texte zum essayistischen Film*. Wien: Sonderzahl.
- Boltanski, L./Chiapello, È. (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Brigden, C. (2008): *Representations of Labour: Images of Work and Workers in Film*. In: Stanton, P./Young, S. (Hrsg.): *Proceedings of the 22nd Conference of the Association of Industrial Relations Academics of Australian and New Zealand*. Melbourne: La Trobe University, S. 84–93.
- Bröckling, U. (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, U./Horn, E. (Hrsg.) (2002): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen: Narr.
- Bröckling, U./Krasmann, S./Lemke, T. (Hrsg.) (2004): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Broggi, S./Freier, C./Freier-Otten, U./Hartosch, K. (Hrsg.) (2013): *Repräsentationen von Arbeit. Transdisziplinäre Analysen und künstlerische Produktionen*. Bielefeld: transcript.
- Butler, M./Pointner, F.-E. (Hrsg.) (2007): *»Da habt Ihr es, das Argument der Straße«: Kulturwissenschaftliche Studien zum politischen Lied*. Trier: WVT.
- Castel, R./Dörre, K. (Hrsg.) (2009): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Castells, M. (2001): *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Das Informationszeitalter I*. Opladen: Leske und Budrich.
- Colin, N./Schößler, F. (Hrsg.) (2013): *Das nennen Sie Arbeit? Der Produktivitätsdiskurs und seine Anschlüsse*. Heidelberg: Synchron.
- Conze, W. (1972a): *Arbeit*. In: Brunner, O./Conze, W./Koselleck, R. (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Band 1. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 154–215.
- Conze, W. (1972b): *Arbeiter*. In: Brunner, O./Conze, W./Koselleck, R. (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Band 1. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 216–242.
- Deiters, F. J., Fliethmann, A./Lang, B./Lewis, A./Weller, C. (Hrsg.) (2009): *Narrative der Arbeit – Narratives of Work*. Berlin, Freiburg und Wien: Rombach.
- Deleuze, G. (1993): *Postskriptum über die Kontrollgesellschaften*. In: Deleuze, G. (Hrsg.): *Unterhandlungen 1972–1990*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 254–262.
- Doering-Manteuffel, A./Raphael, L. (2008): *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*. Göttingen: V & R.
- Ecker, G./Lille, C. (Hrsg.) (2011): *Kulturen der Arbeit*. München: Fink.
- Eggebrecht, A./Flemming, J./Meyer, G. (1980): *Geschichte der Arbeit. Vom Alten Ägypten bis zur Gegenwart*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.

- Ehrenberg, A. (2011): *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Erdbrügger, T./Nagelschmidt, I./Probst, I. (Hrsg.) (2013): *Omnia vincit labor? Narrative der Arbeit – Arbeitskulturen in medialer Reflexion*. Berlin: Frank und Timme.
- Erdbrügger, T./Nagelschmidt, I./Probst, I. (Hrsg.) (2014): *Arbeit als Narration*. Essen: Klartext.
- Ernst, T. (2009): Das Internet und die digitale Kopie als Chance und Problem für die Literatur und die Wissenschaft. Über die Verabschiedung des geistigen Eigentums, die Transformation der Buchkultur und zum Stand einer fehlgeleiteten Debatte. In: *kultuRRvolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie* 28(57), S. 29–37.
- Ernst, T. (2011a): From Avant-Garde Guerillas to Capitalistic Teamwork? Concepts of Collective Creative Writing Between Subversion and Submission. In: Fischer, G./Vaßen, F. (Hrsg.): *Collective Creativity. Collaborative Work in Literature, the Sciences and the Arts*. Amsterdam und New York: Rodopi, S. 229–241.
- Foucault, M. (1991): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Foucault, M. (1994): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Friebe, H./Lobo, S. (2006): *Wir nennen es Arbeit. Die digitale Bohème oder Intelligentes Leben jenseits der Festanstellung*. München: Heyne.
- Füllsack, M. (2009): *Arbeit*. Wien: facultas.wuv (UTB).
- Haunschild, A. (2004): *Flexible Beschäftigungsverhältnisse – Effizienz, institutionelle Voraussetzungen und organisationale Konsequenzen*. Habil.-Schrift: Universität Hamburg.
- Haunschild, A. (2013a): Emotional und Aesthetic Labour – Zur gesellschaftlichen Konstruktion der Produktivität von Dienstleistungsarbeit. In: Colin, N./Schößler, F. (Hrsg.): *Das nennen Sie Arbeit? Der Produktivitätsdiskurs und seine Ausschlüsse*. Heidelberg: Synchron, S. 297–312.
- Haunschild, A. (2013b): Work, Life, Balance. Ein kritischer Blick auf die Debatte zum Verhältnis von Arbeit und Leben. In: *Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis (BWP)* 42(1), S. 8–12.
- Haunschild, A./Schößler, F. (2010): Genderspezifische Arbeitsbedingungen am deutschen Repertoiretheater – eine empirische Studie. In: Pailer, G./Schößler, F. (Hrsg.): *Geschlechter Spiel Räume: Dramatik, Theater, Performance und Gender*. Amsterdam: Rodopi, S. 255–269.
- Hausen, K. (2000): Arbeit und Geschlecht. In: Cocka, J./Offe, C. (Hrsg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt am Main und New York: Campus, S. 343–361.
- Hediger, V. (2007): Thermodynamischer Kitsch. Vom Verschwinden der Arbeit im Film. In: *Freunde der deutschen Kinemathek e.V. (Hrsg.): Work in Progress. Kinematografien der Arbeit. Theorie, Kinopraxis, Filmindex*. Berlin: b_books.
- Heimburger, S. (2010): *Kapitalistischer Geist und literarische Kritik. Arbeitswelten in deutschsprachigen Gegenwartstexten*. München: edition text und kritik.
- Helmstetter, R. (2002): Austreibung der Faulheit, Regulierung des Müßiggangs. Arbeit und Freizeit seit der Industrialisierung. In: Bröckling, U./Horn, E. (Hrsg.): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen: Narr, S. 259–279.
- Herbert, U. (2001): *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge*. München: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Hofmeister, H./Hardering, F. (2014): Auf der Suche nach dem Sinn. Die Bedeutung der Arbeit für das Leben. In: *Forschung und Lehre* 21(7), S. 520–522.
- Hund, W. D. (1990): *Stichwort: Arbeit. Vom Banausentum zum travail attractif*. Heilbronn: Diestel.
- Illouz, E. (2006): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2004*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kammler, C./Parr, R./Schneider, U. J. (Hrsg.) (2014): *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart und Weimar: Metzler.
- Karpf, E./Kiesel, D./Visarius, K. (Hrsg.) (2000): *Nicht Kleinzukriegen? Die Rückkehr des Sozialen im Film*. Marburg: Schüren.

- Kaudelka, K./Kilger, G. (Hrsg.) (2010): Die Arbeitswelt von morgen. Wie wollen wir leben und arbeiten? Bielefeld: transcript.
- Kaufmann, M. (2013): Kein Recht auf Faulheit. Das Bild von Erwerbslosen in der Debatte um die Hartz-Reformen. Wiesbaden: VS.
- Kift, D./Palm, H. (Hrsg.) (2007): Arbeit – Kultur – Identität. Zur Transformation von Arbeitslandschaften in der Literatur. Essen: Klartext.
- Kittner, M. (2005): Arbeitskampf: Geschichte, Recht, Gegenwart. München: Beck.
- Kocka, J./Offe, C. (Hrsg.) (2000): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Kohler, B./Schulte Strathaus, S. (2007): Auftakt. In: Freunde der deutschen Kinemathek e.V. (Hrsg.): Work in Progress. Kinematografien der Arbeit. Berlin: b_books.
- Komlosy, A. (2014): Arbeit. Eine globalhistorische Perspektive. 13. bis 21. Jahrhundert. Wien: Promedia.
- Luczak, H./Volpert, W. (Hrsg.) (1997): Handbuch Arbeitswissenschaft. Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- Maihofer, A./Böhnisch, T./Wolf, A. (2001): Wandel der Familie. Literaturstudie. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung (Arbeitspapier 48: Zukunft der Gesellschaft).
- Matthes, J. (Hrsg.) (1983): Krise der Arbeitsgesellschaft. Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Matthies, A. (2016): Spielbälle. Neuverhandlungen der Arbeitswelt im Medium Literatur. Konstanz: UVK.
- Masuda, Y. (1980): The Information Society as Post-Industrial Society. Washington: World Future Society.
- Möntmann, N. (Hrsg.) (2014): Schöne neue Arbeit / Brave New Work. Ein Reader zu Harun Farockis Film »Ein neues Projekt«. Köln: Walter König.
- Negt, O. (1984): Lebendige Zeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Noltenius, R. (Hrsg.) (2001): Gibt es ein Leben ohne Arbeit? Arbeitslosigkeit in Kunst und Medien – Mangel und Hoffnung. Essen: Klartext.
- Parr, R. (1998): »Gürtel enger schnallen.« – Ein Kollektivsymbol der neuen deutschen Normalität. In: kultuRRvolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie, Nr. 37, S. 65–73.
- Parr, R. (2008): Interdiskurstheorie/Interdiskursanalyse und Diskurs. In: Kammler, C./Parr, R./Schneider, U. J. (Hrsg.): Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 202–205 und S. 233–237.
- Parr, R. (2011): Interdiskursivität und Medialität. In: Mein, G./Sieburg, H. (Hrsg.): Medien des Wissens. Interdisziplinäre Aspekte von Medialität. Bielefeld: transcript, S. 23–42.
- Parr, R. (2008): Autorschaft. Eine kurze Sozialgeschichte der literarischen Intelligenz. Heidelberg: Synchron.
- Pongratz, H. J./Voß, G. G. (2003): Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin: Edition Sigma.
- Probst, I. (2013): Überwindet Arbeit alles oder wird sie überwunden? Narrative der Arbeit – aktuelle Forschungsperspektiven eines virulenten Themas. In: Erdbrügger, T./Nagelschmidt, I./Probst, I. (Hrsg.): Omnia vincit labor? Narrative der Arbeit – Arbeitskulturen in medialer Reflexion. Berlin: Frank und Timme, S. 17–47.
- PROKLA-Redaktion (2008): Editorial Umkämpfte Arbeit 38(1), S. 2–10
- Rau, A. (2010): Psychopolitik. Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Reichert, R. (Hrsg.) (2000): Schöne Neue Arbeit – Ästhetik, Politische Ökonomie und Kino. Wien: Filmhaus Kino.
- Rifkin, J. (1996): Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Roeckner, K. (2009): Ausgestellte Arbeit. Industriemuseen und ihr Umgang mit dem wirtschaftlichen Strukturwandel. Stuttgart: Steiner.

- Ross, S. (2001): American Workers, American Movies: Historiography and Methodology. In: International Labor and Working-Class History 59, S. 51–89.
- Sappelt, S. (2011): Strukturwandel der Arbeitswelt. Frankfurt am Main: Lang.
- Schößler, F./Bähr, C. (Hrsg.) (2009): Ökonomie im Theater der Gegenwart: Ästhetik, Produktion, Institution. Bielefeld: transcript.
- Seeßlen, G. (2007): Überall, wo wir nicht sind. In: Freunde der deutschen Kinemathek e.V. (Hrsg.): Work in Progress. Kinematografien der Arbeit. Theorie, Kinopraxis, Filmindex. Berlin: b_books.
- Seeßlen, G. (2014): Bilder der Arbeit. Kleiner Versuch über das fast Unmögliche. In: Programm zur Ausstellung: A. Ehrmann/H. Farocki: Eine Einstellung zur Arbeit. Videoinstallation. Museum Folkwang Essen (16.8. bis 28.9.2014). Eine Produktion der Ruhrtriennale, präsentiert in Kooperation mit dem Museum Folkwang. Eine Koproduktion der H. Farocki Filmproduktion mit dem Goethe-Institut [Faltblatt ohne Seitenzählung].
- Sennett, R. (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Goldmann.
- Spieß, C. (2014): Sprachstrukturelle Ebenen, linguistische Methoden und Perspektiven der Diskurslinguistik. In: Zeitschrift für Diskursforschung 2(2), S. 184–203.
- Strangleman, T. (2004): Ways of (not) seeing work: the visual as a blind spot in WES? In: Work, Employment and Society, 18(1), S. 179–192.
- Straub, J. (2004): Vom Nichtstun. Leben in einer Welt ohne Arbeit. Berlin: wjs.
- Stuhr, M. (2010): Mythos New Economy. Die Arbeit an der Geschichte der Informationsgesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Trinczek, R. (2011): Überlegungen zum Wandel von Arbeit. In: WSI-Mitteilungen 64(11), S. 606–614.
- Türk, K. (2000): Bilder der Arbeit. Eine ikonografische Anthologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Voß, G. (1998): Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit. In: Almendinger, J. (Hrsg.): Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 31(2), S. 473–487.
- Walther, R. (1990): Arbeit – Ein begriffsgeschichtlicher Überblick von Aristoteles bis Ricardo. In: König, H./von Greiff, B./Schauer, H. (Hrsg.): Sozialphilosophie der industriellen Arbeit. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 3–25.

Anschrift:

Prof. Dr. Rolf Parr
 Universität Duisburg-Essen
 Fakultät für Geisteswissenschaften
 Germanistik (Literatur- und Medienwissenschaft)
 Universitätsstraße 12
 D-45141 Essen
 rolf.parr@uni-due.de

Hagen Steinhauer / Jessica Weidenhöffer

Erstes Nachwuchssymposium des Tagungsnetzwerks *Diskurs – Interdisziplinär*

IDS Mannheim, 5.–6. Mai 2016

Tagungsbericht

Am 5. und 6. Mai 2016 fand in den Räumen des Instituts für deutsche Sprache (IDS) in Mannheim das erste Nachwuchssymposium des Tagungsnetzwerks *Diskurs – Interdisziplinär* statt. Die Tagung wurde, als Auskopplung der von Martin Reisigl, Ingo Warnke und Heidrun Kämper initiierten Tagung *Diskurs – Interdisziplinär*, von David Römer, Christian Kreuz und Ruth Mell organisiert und war die erste, die sich speziell an NachwuchswissenschaftlerInnen richtete.

Nach einer kurzen Eröffnungsrede der drei OrganisatorInnen bildete *Jennifer Grägers* (Bremen) Vortrag über Möglichkeiten der Korpuserstellung als Grundlage für wissensanalytische Untersuchungen den Auftakt der Tagung. Im ersten Teil ging die Vortragende näher auf Beispiele aus der Zeitschrift »Kolonie und Heimat« ein und zeigte auf, dass verschiedene Formen der Negation von Aussagen als Selbstpositionierung der AkteurInnen im Diskurs dienen. Im zweiten Teil ging sie der Frage nach, wie ›Wissen‹ in einem diskursanalytischen Zusammenhang verstanden werden kann. Sie stellte heraus, dass ›Wissen‹, verstanden als gerechtfertigte wahre Überzeugung, für diskursanalytische Fragen wenig Erklärungskraft besitzt. Besser sei es von ›Gewissheiten‹ zu sprechen, da diese den Aspekt der Intersubjektivität von als wahr anerkannten Tatsachen betone und daher für diskurslinguistische Fragestellungen anschlussfähig sei. Im dritten Teil des Vortrags zeigte Gräger am Beispiel des »Bremer Basiskorpus Deutscher Kolonialismus« (BBDK), wie diskursive Gewissheiten im Rahmen von diskurslinguistischen Untersuchungen analysiert werden können.

Vera Neusius (Saarbrücken) beschäftigte sich allgemeiner mit methodischen Zugängen zu Diskursen und untersuchte die Möglichkeiten eines Mixed-Methods-Ansatzes bei der Arbeit mit sprachvergleichenden Korpora. Sie plädierte dabei für eine Verbindung von qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden, betonte jedoch das Primat der Forschungsfrage, was bedeutet, dass die Entscheidung für Triangulation in Abhängigkeit von den Zielen der Untersuchung getroffen werden muss. Hier ist der Mixed-Methods-Zugang als drittes Forschungsparadigma neben qualitativen und quantitativen Methoden zu betrachten. In ihrem Fazit stellte die Vortragende fest, dass die Kombination verschiedener methodischer Zugänge in der Forschung nicht unumstritten ist, und der Mixed-Methods-Ansatz daher einer eingehenderen theoretischen Fundierung bedarf.

Alexandra Núñez (Darmstadt) behandelte in ihrem Vortrag ihr Forschungsprojekt aus der historischen Diskurssemantik. Das Untersuchungskorpus bildet dabei die wissenschaftliche Textsammlung »Natur & Staat« (1903 – 1911), die in der historischen Forschung aufgrund ihrer sozial-darwinistischen Ausrichtung als Wegbereiter der Eugenik in Deutschland gilt. Núñez untersuchte im Korpus hauptsächlich Metaphern, die sie nicht nur als rhetorisches Mittel, sondern auch als Kategorie des Denkens auffasst. Wichtig erscheint hier vor allem die Klassifikation der Source-Domänen der Metaphern, da diese Aufschluss über die Konstruktion von Wissensmodellen liefern. So finden sich auffällig viele Metaphern aus den Bereichen der Technik, Kunst, Organik und dem Krieg. Die Vortragende begreift die AutorInnen der Textsammlung als AkteurInnen, die mit ihren Texten nicht nur Wissensbedürfnisse aufgreifen, sondern auch ideologische und persuasive Interessen vertreten. So wird der Bogen vom Sprachgebrauch (Metaphernanalyse) zum gezielten Einsatz diskursiver Strategien gespannt.

Ebenfalls im Bereich der historischen Semantik war der Vortrag von *Stefanie Krinninger* (Göttingen) angesiedelt. Sie untersucht das Korpus des »Frühneuhochdeutschen Wörterbuchs« (FWB) hinsichtlich der Repräsentation des Begriffs ›Kunst‹. Auch hier stand die Frage nach der Wahl der angemessenen Analysemethode im Vordergrund: Diskutiert wurden vor allem die Vorzüge eines qualitativen Close-Reading-Ansatzes und die Notwendigkeit der computergestützten Datenverarbeitung vor dem Hintergrund der Arbeit mit großen Korpora. Die Vortragende plädierte hier für die Verbindung beider Forschungsparadigmen und stellte außerdem die Vorteile eines Zettelkastens als ergänzendes Hilfsmittel heraus.

Daniel Bühler (Braunschweig) problematisierte das Konzept ›Wahrheit‹ im Diskurs. ›Wahrheit‹ wird hier nicht als absolut, sondern als Effekt eines Diskurses musterhafter Bildstrategien verstanden. Bühler zeigte auf, wie Bilder und erläuternde schriftliche Texte der Agentur »Magnum Photos«, die zwischen 2000 und 2010 veröffentlicht wurden, im Rahmen einer multimodalen Diskursanalyse betrachtet werden können. Zentral ist für ihn die Annäherung an die von den Agenturmitgliedern vertretenen Begriffe ›Objektivität‹, ›Glaubwürdigkeit‹ und ›Realitätstreue‹ sowie die Frage nach den genutzten Verfahren zur bildlichen und sprachlichen diskursiven Herstellung der Begriffsinhalte.

Annika Vieregge (Hamburg) präsentierte in ihrem Vortrag Möglichkeiten der Untersuchung von Onlinediskussionsforen als Ort diskursiver Aushandlung von sprachlichen Zweifelsfällen. Als Beispiel diente ihr die Kasusreaktion von Präpositionen: Diese schwankt im Deutschen zum Teil zwischen dem Genitiv und dem Dativ und kann somit zu Zweifeln führen, wie Diskussionen in Internetforen zeigen. Vieregge legte das Augenmerk auf Haltungen der DiskursteilnehmerInnen gegenüber Variation in der Sprache, Argumentationsmustern der im Diskurs erwähnten sprachlichen Autoritäten und die Bewertungen der Rektionsvarianten seitens der Diskutierenden.

Nach der Mittagspause wurde die Gruppe der Anwesenden in zwei thematische Sektionen aufgeteilt. In der Sektion 1 »Diskurs kontrastiv« machte *Naomi Truan* (Paris/Berlin) den Auftakt mit einem Vortrag über ein Projekt aus dem Bereich der vergleichenden Diskursanalyse und der Frage, ob und in welchem Maße Handlungsmuster ein »tertium comparationis« für Wissensaushandlungen in verschiedenen Sprachen darstellen können. Sie

bezog sich dabei auf ein Korpus mit Reden aus dem britischen House of Commons und dem deutschen Bundestag und fokussierte exemplarisch pragmatische Implikationen des Gebrauchs von Pronomen zur Selbst- und Fremdbildkonstruktion. Aufgrund der unterschiedlichen Frequenz des Auftretens dieser sprachlichen Mittel und der generellen Abweichung der politischen diskursiven Praktiken in den Parlamenten der beiden Länder, stellte sich eine kontrastive Gegenüberstellung zweier einzelsprachlicher Diskurse, wie sie hier unternommen wird, als schwieriges Vorhaben dar.

In einem ähnlichen Feld bewegte sich der Beitrag von *Maria Mast* (Heidelberg). Die Vergleichsbasis ihrer Untersuchung von deutschen und spanischen Texten zu den Themen Beruf und Alltag bilden »Kultureme« (Poyatos 1976), Einheiten des Sprachgebrauchs, die kulturspezifische Bedeutung tragen. Die Arbeit hat nicht nur zum Ziel, über die Texte kulturbedingte Verhaltensweisen zu erschließen und voneinander abzugrenzen, sondern strebt zudem an, typische Zusammenhänge zwischen Denkmustern und der Verwendung sprachlicher Zeichen zu eruieren. In methodischer Hinsicht wurde unter anderem über die Angemessenheit der Datenerhebung und die Auswahl der Analyseverfahren gesprochen.

Als ein Sprachen übergreifendes Projekt ist das Dissertationsvorhaben von *Jessica Weidenhöffer* (Vechta) zu beschreiben, die in ihrem Vortrag einen Ansatz vorstellte, mit dem Englischlehrwerke für deutschsprachige LernerInnen aus der Zeit von 1760 bis 1840 diskurslinguistisch untersucht werden können. Ausgehend von der Beobachtung, dass Unterrichtsinhalte den NutzerInnen stets als Teile des kanonischen Wissens einer Gemeinschaft angeboten werden, stellte sich die Frage, ob die Textsammlungen zugleich als »Diskursarenen« (Höhne 2003) fungierten. Aus einer sozial-interaktionalen Perspektive forscht Weidenhöffer in den Paratexten der Bücher nach Spuren von Macht- und Wissensaushandlungsprozessen, in denen sich die AkteurInnen selbst und andere gegenüber der ›deutschen‹ und der ›englischen Sprache‹ sowie einzelnen Varietäten positioniert haben.

Die folgenden drei Beiträge standen unter der Überschrift »Linguistische Analyse von Diskursen«. *Florian Busch* (Hamburg) behandelte in seinem Vortrag metasprachliche Reflexionen jugendlicher SchreiberInnen. Ausgehend von der Feststellung, dass informelle schriftliche Kommunikation insbesondere durch die Neuen Medien eine massive Ausbreitung erfährt, analysierte er Metasprachdiskurse, die das jeweilige Registerwissen der SchreiberInnen formen und prägen. Er plädierte überdies für die Verknüpfung ethnographisch informierter Sprachideologieforschung mit linguistischer Formanalyse.

Im Anschluss folgte *Linda Kleber* (Bremen) mit einem Vortrag über die Stellung der Modalverben in der Diskursgrammatik. Ihr zufolge sind Modalverben auf allen Ebenen des in Spitzmüller und Warnke (2011) entwickelten *DIMEAN-Modells* zu analysierende Einheiten: Auf Satzebene als dort realisierte, propositionstragende Einheiten, auf der AkteurInnenebene als Marker für SprecherInneneinstellungen, sowie auf der transtextuellen Ebene als Eröffnung für den Blick auf gesellschaftlich relevante Normen, Überzeugungen und Bewertungen von Sachverhalten. Mit ihrem Projekt leistet Kleber einen wichtigen handlungsorientierten Beitrag zur Erforschung von Modalverben, die bislang nur syntaktisch und semantisch untersucht worden sind.

Die Sektion endete mit einem Vortrag von *Daniel Knuchel* (Zürich), in dem er mit der »Aufklärerischen Diskurslinguistik« (ADL) eine neue Position im Spannungsfeld zwischen deskriptiver und kritischer Diskursanalyse präsentierte. Ausgehend von seinem Standpunkt, dass Diskursanalysen niemals rein deskriptiv sein können, kündigte er an, mit seinem Promotionsprojekt, in dem er sich mit dem kollektiven Wissen über die Infektionskrankheit HIV/AIDS befasst, ein Beispiel zu geben, wie wissenschaftlich gewonnene Erkenntnisse über kulturelle und soziale Phänomene direkt in die Gesellschaft getragen und nutzbar gemacht werden können.

Die Sektion 2 »Migrationsdiskurs und Rechtspopulismus« begann mit einem Vortrag von *Philipp Dreesen* (Bremen). In seinem Beitrag behandelte er die Karriere des Ausdrucks ›identitär‹ im politischen Diskurs der Neuen Rechten Bewegungen und zeigte Möglichkeiten der diskurslinguistischen Analyse und Bewertung vor dem Hintergrund neuerer gesellschaftlicher Entwicklungen auf. Im Anschluss leitete er über zu den beiden studentischen Beiträgen von *Fiona Makulik* und *Hagen Steinhauer*, die im Rahmen eines Blockseminars an der Universität Bremen entstanden sind und Diskursstrategien rechtspopulistischer AkteurInnen zum Gegenstand haben.

Hagen Steinhauer (Bremen) zeigte in seinem Beitrag Strategien der semantischen Diffusion und Konkretion auf, die in rechtspopulistischen Internetpublikationen zum Einsatz kommen. Auf Seiten wie »Politically Incorrect«, oder »BLU-News« werden sprachliche Mittel verwendet, die vor allem durch Totum-pro-parte Relationen und Metaphern aus dem Bereich Krieg zu einer Verunklarung und Überzeichnung des Signifikaten führen, während mittels Nennung von Orts- oder Eigennamen, Daten oder Gesetzestiteln die Illusion einer konkreten Faktizität des Gesagten hergestellt wird. Dieses Spannungsverhältnis ist ein wichtiger Bestandteil rechtspopulistischer bis rechtsextremer Hetze im Internet und dient nicht zuletzt der Diffamierung einer als feindlich dargestellten Outgroup.

Fiona Makulik (Bremen) beschäftigte sich mit Reden und Kundgebungen von PE-GIDA-Initiator Lutz Bachmann und untersuchte diese hinsichtlich der in ihnen verwendeten Schlüsselwörter. Anlass zu ihrer Analyse gab die Einsicht, dass Schlüsselwörtern die Funktion zukommt, sowohl diskurs- als auch gruppenprägend zu wirken. Makulik konnte in den Reden, die zwischen Januar und Juni 2015 gehalten wurden, mehrere Schlüsselwörter identifizieren, darunter ›Volk‹ und ›Meinungsfreiheit‹. Beide nehmen die Dimension eines politischen Kampfbegriffes an, da sie die Eigengruppe konstituieren und gegen feindliche Outgroups abgrenzen.

Zusammenfassend konnte in den drei Bremer Beiträgen festgestellt werden, dass Diskursstrategien rechtspopulistischer AkteurInnen vor allem die Stärkung der eigenen Gruppen durch Abgrenzung zu vermeintlichen Feindgruppen zum Ziel haben. Hierbei ist zu konstatieren, dass die sprachlichen Mittel es erlauben, die feindliche Gruppe als ungleich größer und gefährlicher zu imaginieren, als es vor dem Hintergrund gegenwärtiger gesellschaftlicher Entwicklungen angemessen erscheint.

Als letzte Beitragende des Blocks »Migrationsdiskurs und Rechtspopulismus« trug *Anne Diehr* (Greifswald) über die gesellschaftliche Konstruktion von Identität und Wirklichkeit im Flüchtlingsdiskurs vor. Ihr Ausgangspunkt war die Frage, wie gesellschaftliche

Identitäts- und Wirklichkeitskonstruktionen im aktuellen Flüchtlingsdiskurs ausgehandelt werden. Hierzu untersuchte sie Teile der Onlineberichterstattung überregionaler Zeitungen und legte dort einen Schwerpunkt auf die Kommentare der LeserInnen. Fokussiert wurden sprachliche Phänomene, die identitätsbildende Elemente enthalten, wie den Bezug zu bestimmten historischen Ereignissen, AkteurInnen oder Wirklichkeitsentwürfen.

Im sich anschließenden thematischen Block »Diskurs und Geschichte« verband *Christian Bendl* (Wien) historische Fragestellungen mit methodologischen Überlegungen der Raumanalyse und den Linguistic Landscape Studies. Seinen Gegenstand bildete der Wiener Heldenplatz als Erinnerungsort, der im Laufe der Geschichte mehrfach von politischen AkteurInnen ideologisch funktionalisiert wurde. Mit bestimmten Praktiken, wie z. B. der Kranzniederlegung, schreiben sich machthabende AkteurInnen demnach in einen bereits bestehenden raumgebundenen Diskurs ein, verändern ihn aber immer auch entsprechend der von ihnen eingenommenen und verbreiteten Haltungen. Am Beispiel des österreichischen Nationalfeiertags 2015 zeigte Bendl eindrucksvoll, wie Erinnerung in raumgebundenem Handeln manifestiert werden kann und dass Zeit und Raum im sozialen und diskursiven Kontexten keineswegs als abgeschlossene, unveränderbare Einheiten gelten können.

Den letzten Vortrag des ersten Tages hielt *Maria Christina Müller* (Augsburg). Sie stellte ihr Promotionsprojekt vor, das sich mit Fragen der Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von Wahn im 19. und 20. Jahrhundert beschäftigte. Zu diesem Zweck untersuchte sie hunderte historischer Krankenakten, die im Zeitraum von 1849 bis 1939 entstanden sind. Hiermit stellt Müller den Zusammenhang zwischen wahnhaften Phantasien und der kulturellen, diskursiven Prägung derselben her, eröffnet den Blick auf soziale Wert- und Normvorstellungen und ermöglicht nicht zuletzt den transnationalen Vergleich von Wirklichkeits- und Wahnvorstellungen.

Der zweite Tag des Symposiums begann mit dem Themenblock »Methodologien und Methoden der Diskursanalyse«. Eröffnet wurde er von *Janika Jürgens* (München) mit einem Vortrag zu Möglichkeiten und Grenzen der Anwendung des *DIMEAN-Modells*. Teile der Methodologie bilden die Grundlage ihrer Untersuchung von kommunikativen Mustern in PR-Innovationsdiskursen von Automobilfirmen. Mit Fokus auf Pressemitteilungen zum Thema Autonomes Fahren wird versucht herauszustellen, welche persuasiven Strategien einzelne Hersteller einsetzen, um die Öffentlichkeit von der Qualität ihrer Entwicklungen zu überzeugen und damit einen Beitrag zur diskursiven Wirklichkeitskonstitution zu leisten.

Methodologischen Fragen ging auch *Alma Čović-Filipovič* (Sarajevo) in der Vorstellung ihres Dissertationsprojekts nach. Hierfür thematisierte sie die Schwierigkeit, einen Zugang zu geeigneten Daten für die Untersuchung eines historischen massenmedialen Diskurses zu erlangen, in ihrem Fall der Zeitungsberichterstattung über das Attentat von Sarajevo am 28. Juni 1914. Dies hinge vor allem damit zusammen, dass Archivbestände durch Kriege oder andere Einwirkungen massiv beschädigt oder sogar zerstört wurden, wodurch eine unüberwindbare Lücke zwischen der Menge aller ursprünglich veröffentlichten und den übrig gebliebenen Meldungen entstanden sei. Ein Hindernis für die Untersuchung zeitgenössischer Konzeptualisierungen des Ereignisses stellt zudem die Tat-

sache dar, dass es insbesondere im Zuge der Betrachtung historischer Belege zu Fehlinterpretationen kommen kann, die dem zeitlichen Abstand der Hervorbringung der Äußerungen und ihrer späteren Erforschung geschuldet sind.

Der folgende Beitrag unterschied sich von den beiden vorangehenden darin, dass hier eine prinzipiell nicht-zugangsbeschränkte Wissensquelle im Zentrum der Betrachtung stand. Neu war zudem der Ansatz, eine »korpusassistierte kritische Diskursanalyse« durchzuführen. *Susanne Kopf* (Lancaster/Wien) hat es sich zur Aufgabe gemacht, die englische Seite zum Lemma »European Union« der Online-Enzyklopädie »Wikipedia« zu untersuchen. Kopfs Motivation, eine kritische Diskursanalyse durchzuführen, erklärt sich vor dem Hintergrund, dass das kollaborative Schreiben im Web-Wiki keinesfalls ohne Beschränkungen und Machtaushandlungen verläuft. Im Zuge ihres Vortrags zeigte sie anschaulich, wie durch eine Verbindung quantitativer und qualitativer Herangehensweisen die jeweiligen Nachteile der Verfahren ausgeglichen werden können.

Einen weiteren methodischen Ansatz stellte *Cornelia Steinhäuser* (Münster) vor, deren Untersuchungsvorhaben im Bereich der ethnographischen Feldforschung anzusiedeln ist. Ihr geht es um das Verständnis von Bezügen zwischen Menschen und ihrer unmittelbaren Umwelt. Ansichten davon, was es bedeuten kann, im Einklang mit der Natur ein zufriedenstellendes Leben zu führen, lieferten Steinhäuser Beobachtungen und Befragungen von BewohnerInnen der Andenregion. Neben Erkenntnissen der qualitativen Analyse wurden im Beitrag auch die Vor- und Nachteile der Kombination zweier Methoden präsentiert, und zwar der Durchführung von Walking Interviews, also der Erhebung von Sprachmaterial im Rahmen von Spaziergängen, und ihrer Dokumentation mittels Fotoaufnahmen. Indem Bildaufnahmen Einblicke in Haltungen der Befragten geben, die nicht zur Sprache kommen, ermöglicht ihre Betrachtung eine neue und vertiefende Deutung der Erzählsituationen.

Bilder und ihre Relevanz für Diskurse standen auch im Mittelpunkt des Vortrags von *Eva Katharina Zepp* (Friedrichshafen/Bodensee). Sie analysierte Fotografien verschiedener Bildungsinstitutionen als Äußerungen im Diskurs über zeitgenössische Schularchitekturen, in dem vermehrt darüber verhandelt wird, welche Voraussetzungen Gebäude und Räume erfüllen müssen, um auf die BetrachterInnen einladend zu wirken. Unter der Prämisse, dass die Anfertigung von visuellem Material ebenso zur Ordnung des Diskurses beiträgt wie sprachliche Handlungen, sichtete Zepp Aufnahmen mehrerer Einrichtungen, die zum Zweck ihrer Öffentlichkeitsdarstellung eingesetzt werden. Von Interesse waren dabei zum einen die Aufdeckung des in den Bildern ausgedrückten Verständnisses einer ansprechenden Raumgestaltung und zum anderen die Frage nach ihrer AdressatInnenenschaft.

Der zweite Block stand unter dem Thema »Diskurs und Ökonomie«. Gezeigt wurden Promotionsprojekte, die sich mit der öffentlichkeitswirksamen Inszenierung von wirtschaftlichem Wachstum befassen. Zunächst vermittelte *Luisa Fischer* (Siegen) den ZuhörerInnen Eindrücke von ihrem Untersuchungsvorhaben. Am Beispiel von populärwissenschaftlichen Publikationen und Protokollen der Enquete-Kommission »Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität« strebt Fischer an, Spannungslinien in den Diskursen und Gegendiskursen über »Umwelt« und »Ökonomie« und die jeweilige Relevanz des »Wachs-

tums« zu eruieren. Begriffsgeschichtliche Untersuchungen und Toposanalysen nach Jäger und Link befähigten Fischer zu einer kritischen Auseinandersetzung mit den Positionen der nach ökonomischer Hegemonie strebenden PolitikerInnen und ihren Gegenstimmen, die eine Begrenzung des Wachstums fordern und für alternative Entwicklungsszenarien eintreten.

An diesen Vortrag schloss der Beitrag von *Milena Nagengast* (Wien) an, der Perspektiven einer korpuslinguistischen Untersuchung von Geschäftsberichten europäischer Firmen (2006 – 2015) aufzeigte. Eine thematische Verbindung bestand auch zu dem ersten Vortrag an diesem Tag, in dem ebenfalls Texte von Unternehmen behandelt wurden, die eine wichtige Funktion in der Beziehungsgestaltung mit potenziellen KundInnen übernehmen. Anders als dort wurde in Nagengasts Untersuchung auf die Kommunikation mit Investoren abgehoben, die vor der Herausforderung steht, nicht nur von Gewinnen, sondern auch von stagnierenden und rückläufigen Zahlen zu berichten. Anhand ausgewählter Beispiele illustrierte Nagengast, dass sich die Übermittlung positiver oder negativer Botschaften in der stilistischen Gestaltung der Texte widerspiegelt.

In einem letzten Block wurden Vorträge zusammengefasst, die Beispiele für die Realisierung einer Angewandten Diskursanalyse lieferten. Von Innovationen und dem Zusammenspiel verschiedener Interessengruppen handelte auch der Bericht von *Barbara Hof* (Zürich), nur standen hier keine Institutionen aus der freien Marktwirtschaft im Fokus, sondern VertreterInnen der Bildungspolitik. Den Ausgangspunkt von Hofs Untersuchung der verzahnten Weiterentwicklung von technischen Verfahren und der beruflichen Qualifizierung von Menschen, die diese Neuerungen anwenden, bildete die Entsendung des Weltraumsatelliten »Sputnik 1« im Oktober 1957. Sie signalisierte der westlichen Welt, dass die Forschung in der Sowjetunion weiter vorangeschritten war als man bis dahin angenommen hatte, und stellte ihren Überlegenheitsanspruch in Frage. In Hofs Arbeit wird zu klären sein, inwieweit tatsächlich der später als solcher bezeichnete »Sputnik-Schock« für hiernach erfolgte Wandlungsprozesse im Bildungswesen verantwortlich war, oder ob andere Ursachen anzusetzen sind.

Die letzten beiden Vorträge waren Flüchtlingsdiskursen gewidmet. Ähnlich wie ihre Vorrednerin Diehr konzentrierten sich *Roxana Dauer* (Hamburg) und *Fabian Kreußler* (Trier) in der Präsentation ihrer Promotionsprojekte auf Versuche einer kollektiven Identitätsstiftung, die sich in massenmedial verbreiteten Texten manifestieren. Als Erste sprach Dauer über ihr Vorhaben, in Berichten überregionaler deutscher Zeitungen, die sich mit dem Thema der Flüchtlingszuwanderung beschäftigen, Hinweise auf Haltungen gegenüber Flüchtlingen bzw. der Nationalstaatlichkeit einerseits und des internationalen Flüchtlingsregimes, eines politischen Abkommens zum Schutz von Flüchtlingen, andererseits zu finden. Mit ihrer auf Kritik angelegten Analyse in der Tradition von Siegfried Jäger möchte Dauer in den Preetexten Herrschaftslegitimationsmechanismen sowie diskursive Konstruktionen der sozialen, politischen und rechtlichen Kategorie ›Flüchtling‹, sichtbar machen und hinterfragen, da sie über die Gewährung von Asyl und damit häufig die Zukunft von Menschen entscheiden.

Kreußlers Untersuchungskorpus bilden gedruckte und online veröffentlichte Artikel der Zeitung »Junge Freiheit«, in denen an den aktuellen Flüchtlingsdiskurs angeknüpft

wird. In der Erwartung, dass sich hierin Perspektiven verschiedener RedakteurInnen zeigen, die miteinander um die Deutungshoheit in Wissensfragen konkurrieren, versuchte Kreuzfler den Äußerungen zugrundeliegende argumentative Muster aufzudecken. In seinem Vortrag gab er Beispiele für die Durchführung einer relationalen Toposanalyse in Anlehnung an Römer und Wengeler, mittels derer in den Texten wiederkehrende Argumentationsmuster, die ein hierarchisch geordnetes Netz aus Topoi bilden, herausgearbeitet werden können. Eines der Ergebnisse seiner Untersuchung stellte die Einsicht dar, dass durch den Einsatz mehrerer miteinander in Beziehung stehender Topoi ein kohärentes Bild eines in Fragen des Umgangs mit Flüchtlingen defizitären Deutschlands entworfen wird.

Im Anschluss an den letzten Beitrag zog *Christian Kreuz* stellvertretend für die VeranstalterInnen des Symposiums ein Resümee aus den Beiträgen und Diskussionen der vergangenen beiden Tage. Eine der Fragen, die am häufigsten gestellt wurde, betraf den Umfang von Korpora. Gemeinsam gelangte man zu der Feststellung, dass für Diskursanalysen nicht zwangsläufig große Datenmengen und statistische Verfahren benötigt werden und dass anstelle der Repräsentativität vielmehr die Typik der Belege von Bedeutung ist. Mit Blick auf die Wissenschaftsgeschichte erkannten die TeilnehmerInnen, dass Untersuchungsobjekte (z. B. das multimodale Zusammenwirken verschiedener Zeichensysteme) und die Anwendung und Kombination von Methoden zeitlich begrenzten Trends unterworfen sind, denen nicht alle Beitragenden folgen. Allerdings habe sich in vielen Fällen, in denen es um die Suche nach geeigneten Methoden ging, das »Diskurslinguistische Mehrebenenanalysemodell« (*DIMEAN*) als Werkzeugkasten bewährt und könne daher auch weiterhin Anregungen zum Aufbau von Studien bieten. Auch wenn der Fokus des Symposiums auf Möglichkeiten der Sammlung, Aufbereitung und Betrachtung von Daten lag, betonte Kreuz abschließend, dass die Diskursanalyse an sich nicht als Methode, sondern vielmehr als eine Perspektive auf Texte verstanden werden sollte.

Die Tagung endete mit einem Grußwort von *Heidrun Kämper* und einem Dank an alle Beteiligten.

Literatur

- Höhne, T. (2003): Schulbuchwissen. Umriss einer Wissens- und Medientheorie des Schulbuches. Frankfurt am Main: Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, Institut für Sozialpädagogik.
- Potayos, F. (1976): *Man beyond Words: Theory and Methodology of Nonverbal Communication*. Oswego: New York State English Council.
- Spitzmüller, J./Warnke, I. H. (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin und Boston: de Gruyter.

Reviews

Max Makovec

Betzler, L./Glittenberg, M. (2015):
Antisemitismus im deutschen
Mediendiskurs. Eine Analyse des Falls
Jakob Augstein. Baden-Baden: Nomos.

Antisemitismus in Deutschland ist bis zum heutigen Tage ein virulentes Phänomen. Zwar ist der offene, rassistisch hinterlegte Antisemitismus gerade in Deutschland weitgehend stigmatisiert und nicht mehr im »Raum des Sagbaren«. Trotzdem sind antisemitische Denk- und Deutungsmuster nach wie vor überraschend stark in öffentlichen und politischen Diskussionen vertreten, allerdings in nicht mehr so leicht zu erkennender, nicht so offener oder gar absichtsvoll getarnter Form (vgl. z. B. den Sammelband von Schwarz-Friesel/Friesel/Reinharz 2010). Die Antisemitismusforschung spricht gerade in Deutschland üblicherweise vom »sekundären Antisemitismus«, bei dem gängige antisemitische Stereotype hinter vermeintlich aufgeklärt-rationalen sprachlichen Formulierungen verborgen liegen. Ein häufig zu beobachtender rhetorischer Umweg ist dabei die in linken intellektuellen Kreisen beliebte »Israel-Kritik«, mithilfe derer man Äußerungen mit antisemitischem Gehalt kaschieren kann, indem man geltend macht, keine Ressentiments gegen Juden zu haben, sondern lediglich einen unterdrückten Staat kritisieren zu wollen. Ein derart getarnter Antisemitismus bestimmt weite Teile öffentlicher politischer Debatten in Deutschland (z.B. Ionescu/Salzborn 2014).

Lukas Betzler und Manuel Glittenberg liefern mit Ihrer Studie »Antisemitismus im deutschen Mediendiskurs. Eine Analyse des Falls Jakob Augstein« einen stimmigen empirischen Nachweis einer solchen Form des sekundären Antisemitismus; anhand von Kommentaren Augsteins aus seiner Kolumne »Im Zweifel links« (die bei SPIEGEL online erscheint) aus dem Zeitraum zwischen 2010 und 2014 weisen sie mithilfe einer linguistischen Textanalyse den antisemitischen Gehalt zahlreicher Aussagen im deutschen Mediendiskurs nach. Die Autoren widmen sich damit einem hoch umstrittenen und politisch aufgeladenen Phänomen, gerade weil die Person Jakob Augsteins in weiten Teilen der Öffentlichkeit trotz

wiederholter Antisemitismus-Vorwürfe als Repräsentant der »Mitte der Gesellschaft« (S. 295) gilt, mit der der stigmatisierte Antisemitismus normalerweise nicht in Verbindung gebracht wird. Dementsprechend pointiert fällt dann auch das Resultat von Betzler und Glittenberg aus, die anhand der Analyse der Beiträge Augsteins und der in Reaktion darauf stattfindenden Debatte um den Antisemitismus beweisen, dass »antisemitische Motive und Argumentationen« fast durchgängig im Diskurs vorkommen, allerdings mit dem Vorwand der Israel-Kritik »zu einer rationalen Kritik verklärt« sind (S. 290). Die Autoren schließen daraus, dass der Antisemitismus nach wie vor kein Randphänomen ist, sondern mit entsprechenden Strategien legitimiert in der Mitte der Gesellschaft verortet und genau dort bekämpft werden muss. Allerdings geht es ihnen dabei nicht um die Frage, ob Jakob Augstein als Person als Antisemit bezeichnet werden muss, sondern explizit um den Nachweis antisemitischer Deutungsmuster in den Kolumnen Augsteins und den Redebeiträgen in der Debatte um ihn. Die von den Autoren im Rahmen einer Diskursanalyse untersuchte Debatte wurde von dem Simon Wiesenthal Center (SWC) ausgelöst, die die Kolumne Augsteins auf eine Liste der schlimmsten »antisemitischen Schmähungen« gesetzt hatte. Ein zentrales Anliegen scheint es Betzler und Glittenberg zu sein, die Differenz zwischen Person und Aussage immer wieder zu betonen: mit Recht beklagen Sie wiederholt, dass sich eben diese Debatte um Augstein lediglich um die Person gedreht habe (z. B. S. 14), was eine Diskussion des antisemitischen Gehalts einiger Aussagen verhindert habe. Stattdessen wurde es in der Auseinandersetzung schlichtweg als grotesk abgelehnt, Augstein als einen der »schlimmsten Antisemiten« zu enttarnen, obwohl das SWC explizit die Aussagen und nicht die Person als antisemitisch gebrandmarkt hat. Antisemitismus bleibt so in weiten Teilen der öffentlichen Debatte an den Status und das Ansehen konkreter Personen geknüpft; um tatsächlich antisemitische Aussagen geht es nicht immer. Dieser ernüchternde Befund begründet die Diagnose, dass der Antisemitismus in Deutschland nach wie vor ein problematisches Phänomen ist.

Die Studie besteht im Wesentlichen aus zwei Analyseschritten. Der erste stellt eine qualitative Textanalyse im Rahmen einer kognitiv-linguisti-

schen Methodik (S. 53 ff.) dar, mithilfe derer der antisemitische Gehalt in Augsteins Kolumnen anhand kurzer Textabschnitte nachgewiesen wird. Der zweite Analyseschritt wird von Betzler und Glittenberg als Diskursanalyse bezeichnet. Diese indes hebt sich vom ersten Schritt vor allem durch den verschobenen Untersuchungsgegenstand ab. Nicht mehr die Kolumnen Augsteins, sondern die auf die Kolumnen Bezug nehmenden öffentliche Redebeiträge um die Antisemitismus-Vorwürfe des SWC werden hier in den Blick genommen. Betzler und Glittenberg greifen für die Diskursanalyse auf die Kritische Diskursanalyse des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung (von dem schon eine Analyse über medialen Antisemitismus erschienen ist; vgl. Jäger/Jäger 2003) sowie die soziologische Diskursanalyse von Schwab-Trapp als methodische Grundlagen zurück, um die qualitative Bandbreite »der Debatte zu ermitteln und sie in ihren Hauptphasen zu rekonstruieren« (S. 193). Als »Diskurs« fungiert hierbei also eine klar abgegrenzte Auseinandersetzung, deren Anlass die Liste vom SWC war und die in den deutschen Medien und in der Wissenschaft etwa zwei Monate angehalten hat. Diese Debatte wird nun in der vorliegenden Studie auf ihre Strukturzusammenhänge hin untersucht, wobei viele methodische Prämissen von der qualitativen Inhaltsanalyse übernommen werden. Das Vorgehen erinnert damit eher an eine Ausweitung dieser Inhaltsanalyse, dezidiert diskursanalytische Zielformulierungen und Vorgehensweisen lassen sich kaum erkennen. Trotzdem gelingt es den Autoren, ihren Erkenntnisinteressen nachzugehen und sich vom Verdacht freizusprechen, es handle sich bei den Kolumnen Augsteins um einen nicht für die Allgemeinheit sprechenden Einzelfall. Lediglich die formale Gliederung und die nicht konsequent weiterverfolgte diskursanalytische Verortung irritieren dabei. Weiterhin fällt die Untersuchung wissenschaftlicher Diskursbeiträge in Kap. 6 im Gegensatz zu der Untersuchung der politischen oder medialen Beiträge in Kap. 5 (von den Autoren als »der Diskurs« beschrieben) nicht unter den Namen »Diskursanalyse«, was kaum nachvollziehbar ist.

Der empirischen Untersuchung des antisemitischen Gehalts in den Kolumnen Augsteins und den Diskursbeiträgen in der darauffolgenden Debatte geht ein konzeptioneller theoretischer Ar-

beitsschritt (Kap. 2) voraus, in dem die Autoren einige Erkenntnisse und Begriffe der jüngsten Antisemitismusforschung schildern und damit aufzeigen, in welchen Formen der stigmatisierte Antisemitismus heute noch vorkommt und legitimiert werden kann. Besonderes Augenmerk erfahren dabei einerseits der besonders in Deutschland virulente sekundäre Antisemitismus, der mit einer Umkehrung des Täter-Opfer-Verhältnisses operiert, sowie andererseits die auffällige Häufung der sogenannten Israel-Kritik, mithilfe derer jegliche antisemitischen Ressentiments verpackt und salonfähig gemacht werden können. Die theoretische Vorarbeit stellt im Ganzen eine geeignete Grundlage für die empirische Untersuchung dar; Betzler und Glittenberg wählen schlüssige und plausible Ansätze, um das empirische Beispiel präzise untersuchen und den schwer dechiffrierbaren sekundären Antisemitismus enttarnen zu können. Nur an einigen wenigen Stellen schießen die theoretischen Annahmen über das Ziel hinaus; im Anschluss an Bergmann und Erb etwa sprechen die Autoren vom »seinem Wesen nach antidemokratischen Antisemitismus« (S. 42), um die schwierige Etablierung des Antisemitismus in der Bundesrepublik zu erklären; dass sich im Gegensatz dazu im Falle Augsteins etwa der Antisemitismus als genuin demokratisch geriert, wird durch diese theoretische Annahme ausgeblendet. Auch der Nachweis des antiisraelischen Antisemitismus als realitätsfern überzeugt nicht und sabotiert teils die methodischen Annahmen der Diskursanalyse; so wird behauptet, diese Art von Antisemitismus habe »keine Grundlage in der empirischen wahrnehmbaren Wirklichkeit« (S. 50), sondern eben nur in einer diskursiven. Eine solche angedeutete binäre Aufteilung vermittelt den Eindruck einer nur unzureichenden Konzeptionierung des Diskursbegriffs. Die ohne Frage berechnete normative Aburteilung des Antisemitismus trägt hier keinesfalls dem Forschungsziel bei, eine sprachliche und diskursive Untersuchung antisemitischer Deutungs- und Wissensstrukturen anzuleiten, sie suggeriert im Gegenteil eine nur allzu klar gefasste Unterscheidung zwischen empirisch evidenten (und deshalb: richtigen) und vorurteilsbeladenen Einstellungen – nur letztere müssten dabei von einer Diskursanalyse erkannt werden. Ein solch enges Verständnis einer Diskursanalyse läuft dem Versuch zuwider, Diskurs selbst als Wirklichkeit zu erkennen und

eben nicht nur als Verblendungsmechanismus und damit als pathologischen Teile einer Wirklichkeit (siehe dazu z. B. Viehöver/Keller/Schneider 2013). Gleichwohl sind diese konzeptionellen Schwächen keinesfalls der Argumentation des Buches abträglich; der Nachweis des mithilfe einer Israel-Kritik verborgenen sekundären Antisemitismus gelingt, das theoretische Material wird dabei plausibel auf die gewählten Textausschnitte übertragen, der Vorwurf allzu großer Selektivität oder gar hysterischer Unterstellungen kann nicht erhoben werden.

In Kap. 3 und Kap. 4 widmen sich Betzler und Glittenberg den Kolumnen Augsteins, die sich mit dem Themenfeld Israel befassen, und untersuchen sie anhand ausgewählter Textpassagen auf antisemitischen bzw. antiamerikanischen Gehalt. Der Einbezug des Antiamerikanismus, der viele Parallelen und auch inhaltliche Überschneidungspunkte zum Antisemitismus aufweist, wird von den Autoren plausibel begründet; die daraus hervorgehende manichäische Gruppenkonstruktion und die damit verbundene Aufwertung des Eigenkollektivs (S. 184) zeigen mitunter die besondere Stellung der deutschen Debatte. Einem nach dem Zweiten Weltkrieg geläuterten deutschen Volk wird hier ein negatives Fremdkollektiv – Amerika – entgegengestellt; diese Struktur dient letztlich als einer der zahlreichen Legitimierungsmechanismen antisemitischer Einstellungen. Die diskursive Darstellung der eigenen moralischen Überlegenheit (S. 157) scheint von vornherein vom Verdacht des Antisemitismus zu befreien. Dass dieser trotz der strategischen Verschleierung in teilweise krasser Form zu finden ist, zeigen die Autoren in ihrer antisemitismuskritischen Textanalyse. In der fundierten empirischen Analyse treten zahlreiche strategische Elemente zutage, mithilfe derer ein nachgewiesener Antisemitismus legitimiert werden kann. Ein Beispiel dafür ist das stark verkürzte Begriffsverständnis von ›Antisemitismus‹, das Augstein offenbart: »leidenschaftlicher Israel-Hass« (S. 133) gehört für ihn etwa nicht dazu. So entsteht ein begriffliches Gegensatzpaar, durch welches das weite Feld der Ressentiments gegen Israel vom Verdacht des Antisemitismus pauschal freigesprochen werden kann. Ein weiterer aufschlussreicher Nachweis der Studie liegt in Augsteins Bedienung des »Stereotyp[s] des ›ewigen Juden‹« (S. 120) mit dem Gestus eines »Israel-Experte[n]« – weniger

der Hinweis auf Augsteins tatsächliche mangelnde Kenntnis politischer und historischer Zusammenhänge als vielmehr der Fingerzeig auf das Zusammenspiel sprachlicher Elemente ist entscheidend dafür, dass die Beweisführung schlüssig wird und das Vorhandensein von Verbalantisemitismus bei Augstein tatsächlich aufgezeigt werden kann. So kommen Betzler und Glittenberg zu dem Schluss, dass »sich Jakob Augstein in seinen Kolumnen teilweise in großer Offenheit antisemitisch und antiamerikanisch artikuliert« (S. 189).

Diese Erkenntnis ist dann auch Ausgangspunkt für die Kap. 5 und 6, die sich mit der öffentlichen Debatte um Jakob Augstein und den Antisemitismus-Verdacht befassen. Die Diskursanalyse reagiert auf das von den Autoren entdeckte Desiderat, dass die Debatte sich kaum mit der Frage des antisemitischen Gehalts von Augsteins Aussagen befasst habe, sondern vorwiegend diskutiert wurde, ob man Augstein als Antisemiten bezeichnen könne. Die Autoren unterteilen die Diskussion nach Veröffentlichung der Antisemitismus-Liste vom SWC in verschiedene Phasen, die sie wiederum anhand ausgewählter Passagen beleuchten und zusammenfassen. In weiten Teilen der Diskussion finden Betzler und Glittenberg eine »hegemoniale Deutung, bei den Aussagen Augsteins handele es sich um ›Israelkritik‹ bzw. Kritik an der israelischen Regierung und nicht um Antisemitismus« (S. 267) – diese Deutung wird zwar im zerfahrenen Debattenverlauf schließlich revidiert, die Diskussion verebbt dann aber ohne befriedigendes Ergebnis. Ebenfalls ein eher negatives Bild wird durch den Blick auf die wissenschaftliche Rezeption der Augstein-Debatte vermittelt: die Autoren werfen der Antisemitismusforschung einen nahezu ebenso verkürzten Umgang mit Antisemitismus vor, wie es sich in den Beispielen aus der Diskursanalyse erkennen lässt. In der Debatte um Augsteins Kolumnen könne man nachvollziehen, dass in Deutschland der antiisraelische Antisemitismus nicht erkannt werde, was zur Folge habe, »dass antisemitische Äußerungen als nicht-antisemitisch deklariert, damit verharmlost und in der öffentlichen Kommunikation ›normalisiert‹ werden können« (S. 277). Schlussendlich erweist sich diese Pathologie auch als zentrales Argument Betzlers und Glittenbergs: das vordergründig stigmatisierte Phänomen des Antisemitismus er-

hält quasi durch die Hintertür Gewicht in der deutschen Debatte. Dass dieser Antisemitismus, wie die Analyse der Debatte um Augstein und die Detailanalyse der Augsteinschen Kolumnen aufzeigen, dabei von den meisten Akteuren nicht als ein solcher erkannt wird, ist Bedingung dafür, dass sich in einem scheinbar aufgeklärten und rationalen diskursiven Umfeld klassische Stereotype und Ressentiments gegen Juden halten können.

Das resümierende Kap. 7, in dem die zentralen Erkenntnisse noch einmal zusammengefasst werden, macht die kritische Haltung der Autoren dann auch noch einmal deutlich. Sie heben in klarer und deutlicher Argumentation die paradoxe Struktur im Diskurs über den Antisemitismus hervor, die die Legitimierung und Aufwertung des Antisemitismus überhaupt ermöglicht: zugrunde liegt das Argument, in Deutschland sei eine Kritik an Israel generell tabuisiert. Diese Tabuisierung finde über eine Stigmatisierung durch den Vorwurf, Antisemit zu sein, statt. Der pauschale Vorwurf aber, »jede/r KritikerIn Israels werde als antisemitisch diffamiert«, macht aus Sicht der Autoren eine glaubhafte Kritik am antiisraelischen Antisemitismus (die sie ja üben wollen), nahezu unmöglich, da sie sofort als unberechtigter »Antisemitismusvorwurf« (S. 285) bezeichnet wird. Auf diese Weise immunisiert sich der Antisemitismus auf subtile Art gegen Angriffe und hat so die Möglichkeit, nicht nur an den politischen Rändern der Gesellschaft Zustimmung zu finden, sondern eine breite Basis zu gewinnen. Im Hinblick nicht nur auf die deutsche Vergangenheit stimmt dieser Nachweis durchaus nachdenklich. Betzler und Glittenberg ist es hiermit gelungen, diskursive Mechanismen in übersichtlicher und anschaulicher Weise aufzuzeigen, die im Diskurs selbst fast nicht verhandelbar erscheinen. Deshalb ist es leider auch fragwürdig, ob die Forderung der Autoren, in »der Antisemitismusforschung müsste [...] das Bemühen um einen Begriff des antiisraelischen Antisemitismus verstärkt werden« (S. 296), auch einen praktischen Nachhall erzeugen kann. Trotzdem erscheint die Studie von Betzler und Glittenberg sinnvoll, da sie ohne gängige Stereotypisierungen, ohne personalisierte Vorwürfe und weitgehend ohne politische Zuspitzungen den antisemitischen Gehalt medialer und politischer Diskurse aufzudecken in der Lage ist.

Literatur

- Schwarz-Friesel, M./Friesel, E./Reinharz, J. (2010): *Aktueller Antisemitismus – ein Phänomen der Mitte*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Ionescu, D./Salzborn, S. (2014): *Antisemitismus in deutschen Parteien*. Baden-Baden: Nomos.
- Jäger, S./Jäger, M. (2003): *Medienbild Israel. Zwischen Solidarität und Antisemitismus*. Münster: Lit Verlag.
- Viehöver, W./Keller, R./Schneider, W. (2013): *Diskurs – Sprache – Wissen: Ein problematischer Zusammenhang?* In: Viehöver, W./Keller, R./Schneider, W. (Hrsg.): *Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung*. Wiesbaden: VS.

Anschrift:

Max Makovec
Lochhauserstr. 33c
82178 Puchheim
maxmakovec@aol.com

Norma Osterberg-Kaufmann
 Blendi Kajsii
 A Discourse Analysis of Corruption.
 Instituting Neoliberalism Against
 Corruption in Albania, 1998-2005
 Farnham/Burlington: Ashgate
 Publishing Company 2014
 207 Seiten, ISBN 9781472431301

Kajsii legt mit *A Discourse Analysis of Corruption. Instituting Neoliberalism Against Corruption in Albania, 1998-2005* ein Buch vor, das sich den Antikorruptionsreformen Albanien zwischen 1998 und 2005 diskursanalytisch sowohl aus internationaler als auch albanischer Perspektive nähert. Hierzu gibt das Buch einen hervorragenden Überblick über Korruptionsdiskurse in den Berichten der internationalen Organisationen und der Redebeiträge der albanischen politischen Elite im Parlament. Insbesondere die Aufbereitung der nur in albanischer Sprache vorliegenden Parlamentsprotokolle ist ein Vorzug des Buches.

Ausgangspunkt des Buches ist das sogenannte albanische Korruptionsparadox, das Phänomen, dass in Albanien zwischen 1998 und 2005 zahlreiche Antikorruptionsreformen angestoßen wurden und gleichzeitig die Korruption im Land wuchs (S. 2). Sprachlich nicht ganz klar wird, ob es Ziel des Buches ist eine Erklärung für das Korruptionsparadoxon zu geben oder ob das Buch lediglich davon inspiriert wurde (S. 5). Wer schließlich mit der Lektüre auf eine Erklärung für das Zustandekommen des Korruptionsparadoxons hofft, wird enttäuscht.

Die existierende Forschung zu Korruption in Albanien, so Kajsii, untersuche zwar Gründe für das Scheitern der Antikorruptionsbemühungen, ignoriere dabei jedoch den Fakt, dass viele internationale Beobachter diese Bemühungen gleichzeitig als erfolgreich bewerteten. Hierin und in der Tatsache, dass die Literatur (Tisne and Smilov 2004, Mathisen 2003) davon ausgeht, Korruption sei objektiv bewertbar und damit messbar, liegen nach Ansicht Kajsii die Defizite der Forschung zu Korruption in Albanien. Um diese Defizite zu überwinden plädiert der Autor für eine Korruptionsforschung aus poststrukturalistisch-diskursanalytischer Perspektive, die es ermöglicht Korruption nicht als festgelegten Inhalt zu analysieren,

sondern als ein über Zeit und Raum variierendes Phänomen in unterschiedlichen Diskursen (S. 3). Außerdem schlägt der Autor vor, die Erfolge und nicht die Misserfolge der Antikorruptionsbemühungen in den Fokus zu nehmen. Auf Basis dieser beiden Vorannahmen formuliert er die These, dass der zwischen 1998 und 2005 im öffentlichen Raum vorherrschende Diskurs dazu diene eine neoliberale Ordnung in Albanien zu legitimieren. Der Legitimierungsprozess der neoliberalen Ordnung habe, so Kajsii, in vier Schritten stattgefunden: 1. Indem internationale und lokale Akteure Korruption als Hauptursache für jegliches Scheitern Albanien seit 1998 identifizierten, konnten sie Korruption statt der neoliberalen Politik, die Albanien seit dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems implementierte, für sämtliche politische, ökonomische und soziale Misserfolge verantwortlich machen. 2. Indem internationale und lokale politische Akteure im Zeitraum von 1998 bis 2005 Korruption als »abuse of public office for private gain« (S. 5) definierten, schrieben sie das Phänomen Korruption dem öffentlichen Sektor zu, womit in der Konsequenz neoliberale Politiken der Privatisierung und Marktliberalisierung zu Antikorruptionsmaßnahmen wurden. 3. Internationale Akteure definierten Korruption als ein internes Problem, zugehörig zu den albanischen Institutionen, Politikern und der albanischen Gesellschaft. Damit konnten sich, so der Autor weiter, die internationalen Institutionen moralisch und auf Grund ihrer Expertise legitimieren, das durch und durch korrupte Land von seinem Korruptionsproblem zu heilen. 4. Nachdem Korruption als Ursache jeglichen Scheiterns in Albanien formuliert worden sei, habe Antikorruption für alles stehen können, von Privatisierung bis Demokratisierung. Wie Kajsii im Fazit hierzu anmerkt, sei Korruption innerhalb dieses Prozesses zum leeren Signifikanten geworden (S. 171). Kurz, Korruptionsbekämpfung sei insofern erfolgreich in Albanien gewesen, als dass sie eine neoliberale Ordnung erfolgreich institutionalisiert habe, ungeachtet ihrer fehlenden Wirkung auf das tatsächliche Korruptionsniveau (S. 5 f.).

Nachdem der Autor in seinem ersten Kapitel die Einschränkungen der gängigen Korruptionsforschung darstellt, führt er die LeserInnen in seinem zweiten Kapitel in die poststrukturalistische Diskursanalyse nach Laclau und Mouffe sowie Foucaults Machtanalytik ein und stellt dar, wie

und in welchen Machtverhältnissen sich die Korruptionsdiskurse entwickelten. Im dritten Kapitel zeichnet Kajsii die albanischen Korruptionsdiskurse in Gestalt des Anti-Kommunismus-Diskurses, des Anti-Autoritarismus-Diskurses und des Transitionsdiskurses nach. Während Korruption, wie zuvor gezeigt, im lokalen Diskurs zum »floating« (S. 49) Signifikanten geworden ist, zeigt Kapitel vier auf, wie Korruption im internationalen Diskurs zunächst fest definiert wurde als »abuse of public office for private gain« (S. 5). Im fünften Kapitel will der Autor schließlich zeigen, wie dieser Diskurs dazu diene eine neoliberale Ordnung in Albanien zu institutionalisieren. Kapitel sechs zeichnet das Entstehen des albanischen Korruptionsdiskurses und schließlich das Vorherrschen dieses Diskurses in der albanischen Politik nach, um in Kapitel sieben schließlich zu zeigen, dass auch der albanische Diskurs dazu diene die neoliberale Ordnung zu unterstützen (S. 9). Insgesamt geht es dem Autor darum, zu zeigen, dass die in den Diskursen dominierenden Korruptionsdefinitionen dazu führten, Korruption als Ursache, nicht als Ergebnis Albaniens politischen und wirtschaftlichen Scheiterns zu identifizieren und Korruption als feststehenden Zustand der albanischen Politik und Gesellschaft zu definieren, statt als Konsequenz des gegebenen ökonomischen und politischen Regimes.

Datengrundlage der Diskursanalyse sind die Reports unterschiedlicher internationaler Akteure, wie der Weltbank, USAID, Council of Europe oder der EU. Zur Analyse der albanischen Diskurse wurden die Parlamentsprotokolle herangezogen.

Im Ergebnis sieht der Autor seine eingangs formulierten Annahmen für den Untersuchungszeitraum von 1998 bis 2005, also während der Regierungszeit der Sozialistischen Partei, bestätigt, und schließlich äußert er sich dahingehend, das »Albanian Corruption Puzzle« erklärt zu haben (S. 174). Kajsii geht außerdem davon aus, dass sich seine Schlussfolgerungen zum Korruptionsdiskurs auch unter der Regierung der Demokratischen Partei (2006-2013) fortschreiben. Hierzu führt der Autor eine gewisse Pfadabhängigkeit an, die es auf Grund des von ihm analysierten Diskurses nicht erlaubt ein Entwicklungsmodell jenseits des Neoliberalismus zu beschreiben (S. 173).

Der metatheoretische Ausgangspunkt des Sozialkonstruktivismus im hier vorliegenden Buch,

also die Annahme Begriffe wie Korruption seien nicht natürlicherweise gesetzt, sondern von Akteuren konstruiert, veränderbar und gegebenen (ggf. asymmetrischen) Machtstrukturen unterworfen, ist für die Korruptionsforschung sehr gewinnbringend. Zur Analyse der jeweiligen Ausgestaltung solcher Begriffe ist die Diskursanalyse mit Sicherheit auch eine der geeignetsten Methoden. Davon ausgegangen es ging dem Autor doch um die Lösung des oben beschriebenen Puzzles, nämlich zu erklären, warum in Albanien das Korruptionsniveau trotz umfassender (und als erfolgreich beurteilter) Antikorruptionsreformen im Zeitraum von 1998-2005 anstieg, kann die Analyse der Reports internationaler Organisationen und die Analyse der Parlamentsprotokolle nicht ausreichen. Spiegeln insbesondere letztere doch lediglich den Diskurs der albanischen politischen Akteure wider. So verwundert der Befund, der albanische Korruptionsdiskurs habe eine stark antipolitische Dimension, in der sich die politischen Eliten gegenseitig beschuldigen, vor dem Hintergrund einer stark polarisierten Parteienlandschaft und einer stark personalisierten Politik, nicht im Geringsten.

Die analysierten Diskurse geben auch keinen Hinweis darauf, wie es nun trotz der umfangreichen Reformen zu einem Anstieg des Korruptionsniveaus hat kommen können. Eine mögliche Schlussfolgerung aus der Analyse, die jedoch wiederum empirisch geprüft werden müsste, wäre, dass mit dem Reformfokus auf Korruption im öffentlichen Sektor und der neoliberalen Politik, also Privatisierung und Marktliberalisierung, sich eben auch die Korruption privatisiert haben könnte. Sprich die Antikorruptionsreformen wirkungslos blieben, da sie langfristig die falschen Akteure adressiert hat. Hierzu wäre es notwendig gewesen einen breiteren (über die politische Elite hinausgehenden) Diskurs, zum Beispiel in den Printmedien zu analysieren, inwieweit sich Korruptionsbegriff und involvierte Akteure im Zeitverlauf verändert haben. Eine andere mögliche Überlegung zielt auf grundsätzliche methodische Probleme der Korruptionsforschung wie Korruption zu messen sei. Korruptionsindizes basieren in der Regel auf der Korruptionswahrnehmung der Betroffenen. Damit ist nicht auszuschließen, dass eben jene Betroffenen im Zeitverlauf eine größere »awareness« gegenüber korrupten Handlungen entwickeln und damit das wahrgenom-

mene Korruptionsniveau proportional zur Häufigkeit von Korruption in den öffentlichen Diskursen steigt, womit das Korruptionsparadox lediglich artifizial wäre.

Ziel einer Korruptionsforschung – auch in Albanien – müsste es folglich sein, zunächst zu erheben, was die von Korruption Betroffenen tatsächlich unter Korruption verstehen, wie sich dieses Korruptionsverständnis möglicherweise auch über die Zeit verändert und in diesem Zusammenhang auch wie sich das jeweils wahrgenommene Korruptionsniveau entwickelt. Die Diskursanalyse ist hier definitiv ein wichtiger Beitrag hin zu mehr Methodenpluralismus in den Sozialwissenschaften im Allgemeinen und in der Korruptionsforschung im Besonderen.

Literatur

Mathisen, H. W., 2003. *Donors Roles in the Face of Endemic Corruption – Albania in the Policy Debate*. Oslo: Chr. Michelsen Institute, Utstein Anti-Corruption Resource Centre.

Tisne, M. and Smiloc, D. 2004. *From the Ground Up: Assesing the record of Anticorruption Assistance in Southeast Europe*. Budapest: Centre for Policy Studies, Central European University.

Anschrift:

Dr. Norma Osterberg-Kaufmann
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Sozialwissenschaften
Unter den Linden 6
10099 Berlin
norma.osterberg-kaufmann@hu-berlin.de

Leser werben Abonnenten

Zeitschrift für Diskursforschung

☞ Empfehlen Sie Ihre Zeitschrift!

Als Dankeschön erhalten Sie für jeden Abonnenten ein Buch aus dem aktuellen Juventa-Programm im Wert von € 22,-.

Ich bestelle **Zeitschrift für Diskursforschung** zum Jahresbezugspreis von € 49,- zzgl. Versandkosten ab _____ für mindestens ein Jahr

Ich bestelle **Zeitschrift für Diskursforschung** als Studentenabo zum Jahresbezugspreis von € 35,- zzgl. Versandkosten ab _____ für mindestens ein Jahr

Meine Anschrift:

X

Datum/Unterschrift

Ich bin AbonnentIn von **Zeitschrift für Diskursforschung** und habe den neuen Abonnenten geworben. Bitte senden Sie mir als Dankeschön folgendes Buch (bis € 22,-):

Meine Anschrift/Kunden-Nr.:

X

Datum/Unterschrift

Vertrauensgarantie: Ich kann diese Bestellung innerhalb von 14 Tagen bei Beltz Medien-Service, Postfach 10 05 65, D-69445 Weinheim widerrufen. Rechtzeitige Absendung genügt zur Fristwahrung.

www.juventa.de

BELTZ JUVENTA



Als interdisziplinäres Forum für discourse studies versammelt die Zeitschrift für Diskursforschung (ZfD) theoretische, methodologisch-methodische und empirische Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Diskursforschung. Ziel der Zeitschrift ist es, die sozial-, sprach- beziehungsweise geisteswissenschaftlichen Perspektivierung gesellschaftlicher Diskurse zu dokumentieren, zu präzisieren und fortzuführen. Die Auswahl der in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge unterliegt einem doppelt anonymen Begutachtungsverfahren (peer review).

Herausgeber: Reiner Keller, Werner Schneider, Willy Viehöver

Beirat: Johannes Angermüller, Andrea D. Bührmann, Rainer Diaz-Bone, Adele Clarke, Franz X. Eder, Ekkehard Felder, Herbert Gottweis (†), Fabian Kessler, Peter A. Kraus, Achim Landwehr, Thomas Lemke, Frank Nullmeier, Rolf Parr, Inga Truschkat, Ingo H. Warnke, Martin Wengeler, Ruth Wodak

Redaktion: Dr. Saša Bosančić, Universitätsstraße 10, 86159 Augsburg
PD Dr. Oliver Dimbath, Universitätsstraße 10, 86159 Augsburg
E-Mail: zfd@phil.uni-augsburg.de, Tel. 0821/598-4071, www.uni-augsburg.de/zfd

ZfD – Regeln für die Einreichung der Manuskripte: Manuskripte können in deutscher oder englischer Sprache eingereicht werden und sollten einen Gesamtvolumen von 60.000 Zeichen inklusive Leerzeichen nicht überschreiten. Jedem Artikel ist eine Kurzzusammenfassung (abstract) sowohl in deutscher als auch englischer Sprache (inklusive der Übersetzung des Titels) im Umfang von 600-800 Zeichen sowie 6-8 Schlüsselbegriffe (keywords) in beiden Sprachen beizufügen. Das Manuskript ist anonymisiert und entsprechend der Formatvorgaben der ZfD einzureichen. Die entsprechenden Hinweise finden Sie auf der Homepage der Zeitschrift unter www.uni-augsburg.de/zfd. Einzel- oder Sammelbesprechungen haben einen Gesamtvolumen von 15.000 bis 30.000 Zeichen. Rezensionenangebote werden von der Redaktion geprüft; bei unaufgefordert eingesandten Rezensionen besteht kein Anspruch auf Abdruck.

Verlag: Julius Beltz GmbH & Co. KG, Beltz Juventa, Werderstr. 10, 69469 Weinheim

Anzeigen: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, 69441 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-386, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: anzeigen@beltz.de

Fragen zum Abonnement: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-330, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: medienservice@beltz.de

Einzelheftbestellungen: Beltz Medien-Service bei Rhenus, D-86895 Landsberg, Tel.: 0 81 91/9 70 00-622, Fax: 0 81 91/9 70 00-405, E-Mail: bestellung@beltz.de

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement Euro 49,00, Studierende mit Studiennachweis Euro 35,00, Einzelheft Euro 29,95, jeweils zzgl. Versand. Der Gesamtbezugspreis (Abonnement zzgl. Versandkosten) ist preisgebunden. Jahresabonnement (3 Hefte). Das Kennenlernabo umfasst 2 Hefte zum Preis von Euro 29,95 inkl. Versand. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Jahresabgabensende.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Jahresregister finden Sie auf www.beltz.de



Jürgen Ritsert

Geschichtsbilder und Gesellschaftstheorie

Reihe: Gesellschaftsforschung und Kritik
2016, 116 Seiten, broschiert, € 19,95 (44-3616)
Auch als **E-Book** erhältlich

In diesem Buch werden kompakte Informationen über ausgewählte Geschichtsbilder gegeben, die zu verschiedenen Typen der Geschichtsauffassung gehören.



Manuel Franzmann

Säkularisierter Glaube

Fallrekonstruktionen zur fortgeschrittenen Säkularisierung des Subjekts
2017, 534 Seiten, broschiert, € 49,95 (44-2939)
Auch als **E-Book** erhältlich

Was entsteht, wenn Religion vergeht? Wie sehen jene säkularisierten Glaubensvorstellungen aus, die laut der umstrittenen „Säkularisierungsthese“ an Gewicht gewinnen? Diese wenig erforschten Fragen sind Gegenstand der Untersuchung.



Petra Bauer / Christine Wiezorek (Hrsg.)

Familienbilder zwischen Kontinuität und Wandel

Analysen zur (sozial-)pädagogischen Bezugnahme auf Familie
2017, 276 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3348)

Familienbilder bilden zentrale Bezugspunkte pädagogischen Handelns, deren Bedeutung bisher nur wenig untersucht wurde. Der Band systematisiert aktuelle Erträge erziehungswissenschaftlicher Forschung.

Was wird aus Europa?



Georg Vobruba
Krisendiskurs
Die nächste Zukunft Europas
2017, 128 Seiten
broschiert, € 14,95
ISBN 978-3-7799-3621-3
Auch als  erhältlich

Entsteht eine europäische Sozialpolitik? Wohin führen Euro- und Schengenkrise? Wie entwickelt sich das Verhältnis der EU zu ihren Nachbarn? Die Europäische Integration ist so weit fortgeschritten, dass diese Fragen alle betreffen. Der Krisendiskurs ist darum ebenso unvermeidbar wie unverzichtbar. Es geht um Kernfragen der europäischen Integration.

Aus dem Inhalt:

■ Sicherheit und Konflikt

Kontexte sozialer Sicherheit. Voraussetzungen für die Entstehung einer genuin Europäischen Sozialpolitik
Die Europäisierung des Verteilungskonflikts in der Eurokrise
Eurobonds sind unvermeidbar
Fremdbestimmte Selbstbestimmung
Autonomieverluste? Tendenzen in der Sozial- und Bildungspolitik

■ Krise und Integration

Währung, Konflikt, Integration. Folgen der Eurokrise
Zeithorizonte der Transformation. Griechenland und DDR
Jenseits der Eurokrise. Die Mühen der Ebene
Die nächste Zukunft der Europäischen Integration

■ Nachbarschaft und Grenze

Grenzen in der Dynamik Europas
Nachbarschaft neu. Politische Tauschverhältnisse
Zentrum, Peripherie, Brexit